1,90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–

NEU Band 622

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Das Monstrum von der Nebelinsel

John Sinclair Nr. 622

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 05.06.1990

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Das Monstrum von der Nebelinsel

Und so wird das Leben den Menschen das nehmen was es ihnen einst geschenkt hat – die Jugend, die Frische, die Kraft. Denn wer gerecht ist und wer die Gerechtigkeit liebt, darf den Kreislauf nicht unterbrechen, weder in die eine noch in die andere Richtung.

Aus der Prophezeiung der Nebelinsel Avalon.

Der Rover rollte in die Höhle!

So jedenfalls kam es mir immer vor, wenn ich auf das hochschwingende Tor der Tiefgarage zufuhr. Dahinter lag der große Raum.

Stinkend, düster, grau und schmutzig, wobei die aufgezeichneten hellen Rechtecke der Parkstreifen kaum noch zu erkennen waren.

Das Licht der beiden Scheinwerfer fraß sich in die Düsternis, wo die Notbeleuchtung helle Inseln schuf. Bei dieser Szenerie war es leicht vorstellbar, daß Frauen Furcht davor hatten, die Tiefgaragen allein zu betreten.

Eine Frau saß auch neben mir. Eine junge Frau. Sie hieß Melusine de Lacre, drehte mir den Kopf zu und lächelte scheu. Dabei bewegte sie ihre Handflächen gegeneinander, ein Zeichen, daß sie nervös war.

»Wir sind in der Garage«, erklärte ich und ließ den Rover vom Schlund schlucken. »Mit dem Lift geht es dann hoch bis in die zehnte Etage. Dort sehen wir weiter.«

Sie nickte nur und drehte den Kopf wieder nach vorn. Es sah so aus, als würde sie durch die Scheibe blicken. Eine Täuschung, denn Melusine de Lacre war blind. Ich hatte sie unter dramatischen Umständen kennengelernt und mit nach London genommen, wo sie ihre eigentliche Aufgabe beginnen sollte.

Das Gähnen konnte sie nicht unterdrücken, sie reckte sich dabei, und auch ich spürte die Müdigkeit, die mir in den Knochen steckte.

Die Nacht war lang gewesen, wir hatten kaum Schlaf gefunden und waren am frühen Morgen schon losgefahren, um jetzt – gegen Mittag – am Ziel mitten in London zu sein.

»Wenn wir oben sind, nimmst du erst mal eine Dusche. Danach kannst du dich hinlegen, Melu«, schlug ich ihr vor.

Sie bewegte unbehaglich die Schultern. »Ich weiß nicht, ob das gut ist, John.«

»Nein?«

»Ich denke immer an meine Aufgabe.«

»Sicher, ich auch. Wir sollten nichts überstürzen. Die Insel läuft uns nicht weg.«

»Das glaube ich auch.«

Mit der Insel war das geheimnisvolle Eiland Avalon gemeint, über das so viel geschrieben und auch gesprochen worden war, von dem jedoch niemand wußte, wo es lag. Ich ebenfalls nicht und auch nicht Melu de Lacre, obgleich sie mit dieser geheimnisvollen Insel eng verbunden war, wie sie immer betont hatte.

Ich war den langen Mittelgang fast bis zu seinem Ende durchgefahren und schlug das Lenkrad nach rechts ein, um in die Parktasche zu rollen, die für mich reserviert war.

Eine weiter stand ein anthrazitfarbener BMW 535L. Er gehörte

meinem Freund Suko, der an diesem Tag wieder mit der U-Bahn in den Yard gefahren war.

Das war vernünftig, denn London erstickte mittlerweile im Verkehr. Es grenzte beinahe schon an Wahnsinn, den eigenen Wagen zu nehmen und loszugondeln.

Ich stoppte, stellte den Motor ab und öffnete die Tür. »Bleib noch einen Augenblick sitzen, Melu«, sagte ich zu meinem Schützling.

»Ich werde dir beim Aussteigen behilflich sein.«

»Ist gut, John.«

Zwar hatte sie sich in ihrem Haus am Strand sicher bewegen können, die Umgebung allerdings war mehr als fremd für sie, da brauchte sie einfach Hilfe.

Ich schraubte mich aus dem Wagen, schlug meine Tür zu und wollte um den Rover herumgehen, als es mich erwischte. Ich befand mich in Höhe der Kühlerhaube, bekam den überfallartigen Wind mit, das harte Reißen, dann war ich von einem Augenblick zum anderen verschwunden…

***

Alles war derart schnell über die Bühne gelaufen, daß ich nicht einmal dazu gekommen war, einen Melu geltenden Warnruf auszustoßen. Eine gewaltige Kraft hatte es geschafft, mich aus meiner normalen Welt zu reißen und hinzuführen in eine andere Zone, nicht in eine andere Dimension, denn das merkte ich sehr schnell, als ich die Augen öffnete und mich umschaute.

Eine angenehme Wärme umgab mich und eine Natur, die noch völlig in Ordnung war. Ich hörte das Rauschen eines Bachs, ich sah, wie sich die Zweige der intakten Bäume im leichten Wind bewegten, ich schaute gegen einen wunderbar klaren Himmel, und ich vernahm eine leise Stimme, die mich in meinem Rücken ansprach.

»Willkommen bei den flaming stones, John.«

Eine Frau hatte gesprochen. Eine gute Bekannte und Freundin: Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Meine anfängliche Furcht verschwand, jetzt wußte ich, daß ich sicher war.

Ich drehte mich um.

Unter dem lackschwarzen Haar schimmerte die Haut des Gesichts hell. Der Mund war zu einem Lächeln verzogen, aber die Augen der Frau blickten ernst.

Ich hob die Schultern und sagte nur ein Wort. »Du?«

»Ja – ich.«

»Weshalb hast du mich entführt?«

»Zu deiner eigenen Sicherheit, John.«

Ich hob die Augen und runzelte die Stirn. Dann lächelte auch ich, die Frage stand mir ins Gesicht geschrieben, aber Kara sagte etwas

anderes: »Sollen wir nicht in das Haus gehen?«

Ich warf einen Blick auf die mächtigen vier Steine, die mir irgendwie düster vorkamen. Dahinter lagen die bewaldeten Hügel wie eine schöne Kulisse. »Eigentlich gern, Kara. Nur habe ich keine Zeit. Jemand wartet auf mich.«

»Das weiß ich.«

»Dann wirst du meine Eile auch verstehen können. Bitte, wenn du etwas zu sagen hast, dann schnell. Ich muß…«

»Du mußt dich vor allen Dingen um deine Sicherheit kümmern, John. Ich habe dich nicht grundlos zu uns geholt.« Mit uns meinte sie noch Myxin, den Magier. Er und Kara – beide stammten aus Atlantis – lebten zusammen im Gebiet der *flaming stones*. Sie hatten große Aufgaben übernommen, deren Motive zumeist in der tiefen Vergangenheit begraben lagen. Atlantis war ungefähr so geheimnisvoll wie Avalon, nur wußte ich von dem mächtigen Kontinent, daß er einmal existiert hatte.

Ich schaute sie noch eine Weile an, bevor ich die Schultern hob.

»Wenn du das so sagst, wird es schon stimmen.«

»Und keine Sorge, John, was die Zeit angeht Sie läuft hier anders ab als bei dir.«

Da hatte sie recht. Das Gebiet der Flammenden Steine war ein Phänomen. Eine Insel inmitten der normalen Welt und von hier aus nicht einsehbar. Wenn Kara mich auf diese spektakuläre Art und Weise in ihr Reich holte, mußte ein besonderer Grund vorliegen. Ich folgte ihr.

Das Haus war aus Holz gebaut. Hinter einem der Fenster sah ich eine Bewegung Myxin, der kleine Magier, wartete dort. Er öffnete auch, nickte mir zu und begrüßte mich sehr herzlich, denn auch wir hatten uns lange nicht mehr gesehen. Obwohl wir praktisch die gleichen Aufgaben hatten, arbeiteten wir getrennt.

Myxin und Kara ging es um den Komplex Atlantis und um alles, was damit zusammenhing. Daß wir immer wieder zusammentrafen, lag auf der Hand, das ergaben einfach die Fälle.

In der Hütte schaute ich mich um. Es hatte sich nichts verändert Myxin und Kara lebten sehr spartanisch, ohne primitiv zu hausen.

Was sie zum Leben benötigten, das bekamen sie auch. Beide waren weit über 10.000 Jahre alt, was ihnen vom Äußeren her nicht anzusehen war. Besonders Kara nicht.

Ich lehnte mich an die Innenwand und verschränkte die Arme vor meiner Brust. »So, meine Freunde, jetzt mal raus mit der Sprache, um was geht es denn?«

Beide schauten sich an, als konnten sie sich nicht entschließen, wer den Anfang machte. »Redet doch.«

»Also gut«, Kara nickte »Ich habe dich geholt, ich will dich

aufklären.«
»Gern.«
»Du befindest dich in einer großen Gefahr, John.«
Ich starrte sie an »Das bin ich gewohnt. Ich befinde mich bei meinem Job immer in Gefahr.«
»Es mag schon sein, doch ich rede von einer bestimmten Gefahr, die du nicht überblickst.«
»Welche ist das?«
»Dein augenblicklicher Fall.«
Da sie nicht konkret mit der Sprache herausrückte, schaute ich sie stirnrunzelnd an. »Im Augenblick bin ich überfragt. Oder meinst du Melusine de Lacre.«
»Richtig.«
Ich faltete die Arme auseinander und ließ sie wieder sinken. Beide Freunde schaute ich gemeinsam an und erkannte, daß ihre Blicke sehr ernst geworden waren. »Wieso wißt ihr von der jungen Frau?«
»Die Steine, John«, erklärte Myxin »Was haben sie euch gesagt?«
Der kleine Magier mit der leicht grünlich schimmernden Haut lächelte »Sie haben uns nichts sagen können, leider. Denn sprechen können sie nicht. Aber es ist ihnen trotzdem gelungen, eine Warnung auszustrahlen, die du nicht überhören solltest. Du befindest dich auf dem Weg zum Abgrund. Etwas Gewaltiges liegt in der Luft, und es wird geschehen. Wir mochten nur, daß du nicht unvorbereitet damit konfrontiert wirst.«
»Mal Klartext, Freunde. Hängt es mit Melu de Lacre zusammen?«
»So ist es.«
Meine nächste Frage stellte ich lauernd. »Auch mit der geheimnisvollen Insel, die Avalon genannt wird?«
Da hoben beide die Schultern Es sah so aus, als waren sie Marionetten »Wir wissen es nicht, John«, erwiderte Kara »Wir haben nichts Konkretes erkennen können Wir wissen nur, daß sich um dich eine Bedrohung aufbaut.«
»Die soll von Melu ausgehen, von einer Blinden?«
»Das glauben wir.«
Ich schaute die Schöne aus dem Totenreich fast hypnotisierend an.
»Kara, das Mädchen ist blind. Welch eine Gefahr sollte es für mich darstellen?«
»Du sagst es, John, sie ist blind. Sie hat ihre Sehkraft verloren, doch sie hat andere Kräfte hinzugewonnen. Du darfst sie auf keinen Fall unterschätzen.«
»Kara, sie hat mich gesucht, sie hat mich endlich gefunden. Die Umstände waren nicht eben ideal. Melusine de Lacre hat große Mühen auf sich genommen Ich glaube nicht, daß sie es tat, um mich anzugreifen oder zu töten.«

»Davon haben wir nicht gesprochen. Nur können wir uns vorstellen, daß Melusine dich nur als Mittel zum Zweck benutzt. Sie wird dich ausnutzen wollen.«

»Ware das so schlimm?«

Sie ließen sich Zeit mit der Antwort, schauten sich an, hoben die Schultern. Kara nickte Myxin zu, der schließlich mit der Antwort herausrückte »Es konnte schlimm für dich werden, John.«

»Inwiefern?«

»Wir wissen es nicht.«

Ich lächelte schmal »Und ich werde das Gefühl nicht los, daß ihr mir nicht alles sagt. Irgend etwas habt ihr mir verschwiegen, Freunde. Was steckt da wirklich dahinter?«

»Es ist schwer zu sagen, John«, sprach Myxin weiter »Wir haben nur einen warnenden Impuls aufgefangen. Es war eine Warnung, glaube uns. Wir mußten sie an dich weitergeben.«

»Das verstehe ich alles, Freunde. Nur kann ich konkret damit nichts anfangen. Ich bin euch dankbar, daß ihr mich überhaupt gewarnt habt. Ihr habt mich gleichzeitig auch verunsichert, wie ihr euch vorstellen könnt.«

»Das räumen wir ein.«

»Myxin.« Ich ging auf den kleinen Magier zu und blieb dicht vor ihm stehen. »Könnt oder wollt ihr mir keinen Tip geben?«

»Wir können nicht, weil alles zu diffus ist.«

»Wie sah die Warnung aus?«

Kara sprach »Es war mehr ein Reflex, den die Steine aus einer anderen Dimension auffingen.«

»Avalon?«

»Woher, das wissen wir beide nicht. Wir werden aber nachforschen, das versprechen wir dir. Mehr können wir für dich nicht tun, John. Du mußt selbst auf dich achtgeben. Außerdem haben wir nur mit dir darüber gesprochen und Suko keinen Bescheid gegeben. Das ist alles, was wir dir vorläufig sagen können.«

Ich strich mit der rechten Hand durch mein Gesicht. »Etwas mager, wie mir scheint.«

»Das meinen wir auch.«

»Wann könnte ich mehr von euch wissen, vorausgesetzt, ihr wollt mich einweihen?«

»Wir haben keine Ahnung, John, ob die Warnung uns noch einmal erreichen wird. Wir können nur darauf hoffen und dich bitten, sehr auf dich achtzugeben. Vertraue dem blinden Mädchen nicht zu stark.«

Ich ballte eine Hand zur Faust: »Kinder, ihr kommt immer wieder auf Melusine de Lacre zurück. Okay, sie ist eine geheimnisvolle Person, aber sie ist ein Mensch.«

»Mit Vergangenheit«, sprach Myxin dazwischen.

Ich horchte auf. »Was bedeutet das?«
»Man kann nicht von ihrer eigenen Vergangenheit reden, John. Ich finde, daß diese Vergangenheit sich mehr mit ihrem Namen beschäftigt. Der Name de Lacre hat einen bestimmten Klang. Soviel wissen wir.«
»Und was noch?«
»Daß man wohl einige Jahrhunderte zurückgehen muß, um das Rätsel zu lösen. Das sind nur vage Andeutungen, wir wissen es. Vielleicht könnten wir dir einen Vorschlag machen.«
»Bitte.«
»Halte dich so lange zurück, bis du von uns Bescheid bekommst. Wir versuchen alles, um Einzelheiten herauszufinden.«
Ich lachte leise. »Und wie lange könnte das dauern, bitte sehr?«
»Das wissen wir nicht.«
Ich lachte abermals. »Und schon haben wir das große Problem. Ihr wißt nichts, ich weiß nichts, alles hängt in der Schwebe, und ich frage mich, ob es tatsächlich so kommt, wie ihr es vorausgesehen habt. Okay, ich verspreche euch, die Augen offenzuhalten und Melusine de Lacre in einem anderen Licht zu sehen. Sollen wir uns darauf einigen?«
»Mehr kann man nicht verlangen.«
Ich lächelte. »Wunderbar. Wie komme ich zurück? Mit dir, Kara?«
»Durch mich.«
»Okay, ich bin einverstanden.«
Von Myxin verabschiedete ich mich, ging hinaus und ließ mich von Kara in das Zentrum der Magie bringen, in das Quadrat zwischen den magischen Steinen.
Kara zog ihr Schwert, stemmte es gegen den Kopf und wartete darauf, daß ich den Griff anfaßte, um die Magie zu entfachen. Ich tat es noch nicht. »Was war wirklich los, Kara willst oder kannst du es mir nicht sagen?«
»Beides.«
Ich öffnete den Mund, aber ich sagte nichts, denn ich wußte, daß es keinen Sinn hatte. Karas Gesichtausdruck sagte mir genug. Sie würde nicht reden.
»Gut, ich komme schon allein zurecht. Vielen Dank jedenfalls für eure Warnung.«
»Das geht schon in Ordnung, John.«
»Okay.« Ich legte die Hände auf den Schwertgriff, und Kara sorgte dafür, daß die Magie zwischen den Steinen aktiviert wurde. Sie flammten plötzlich auf. Die geheimnisvolle rote Farbe leuchtete wie ein Guß, der über mir zusammenfiel.
Etwas zerrte an mir, und ich war weg.
Zurück blieb Kara. Ich sah nicht mehr, wie ein Zucken über ihr

Gesicht lief, sie sich abwandte und einen sehr traurigen Eindruck machte, als sie das Quadrat verließ.

Myxin wartete schon auf sie. »Du hast es ihm nicht gesagt, Kara?«

»So ist es. Ich konnte es nicht, Myxin. Ich brachte es nicht fertig, weil es einfach zu schlimm ist.«

»Ja, das ist es…«

***

»John, wo bist du?«

Eine andere Frauenstimme drang an meine Ohren, als ich leicht den Kopf schüttelte, noch die Benommenheit merkte und nun feststellte, daß ich neben meinem Rover stand, genau an der Stelle, wo ich ihn auch verlassen hatte.

Wenn eine meßbare Zeit vergangen war, dann höchstens Sekunden, denn Zeit ist ein relativer Begriff, sie läuft bei den *flaming stones* anders ab als in der übrigen Welt. Was mir dort wie Minuten vorgekommen war, hatte nicht mehr als Sekunden gedauert.

»Okay, Melu, ich bin da.« Ich brauchte nur um den rechten Kotflügel herumzugehen, um Melu zu erreichen, die den Hebel bereits gefunden hatte und die Tür aufstieß, so daß sie mir entgegenschwang.

Ich streckte ihr die Hand entgegen und half ihr aus dem Fahrzeug.

Neben mir blieb sie stehen und hatte den Kopf etwas zurückgelegt, als wollte sie mich anschauen. »Komisch«, sagte sie leise und lächelte dabei. »Ich hatte den Eindruck, als wärst du nicht mehr bei mir gewesen. Als hättest du mich verlassen, John.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weiß ich auch nicht, nur konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren.« Sie bekam eine leichte Gänsehaut. »Etwas war anders hier, verstehst du? So komisch, so… nun ja, eben anders. Als wäre ich von einem Strom berührt worden.«

»Ah, da täuschst du dich, Melu. Komm, laß uns in meine Wohnung fahren. Dort ist es gemütlicher.«

»Bestimmt.«

Ich schloß den Rover ab und führte das Mädchen zum Lift. In der Tiefgarage waren wir die einzigen Personen, und wir schritten durch die von Abgasen geschwängerte Luft.

Ich erklärte Melu, wo wir standen und schob sie vorsichtig in die Liftkabine hinein. Noch immer wußte ich nicht so recht, was sie eigentlich von mir wollte. Sie hatte mich auch während der Fahrt nicht aufgeklärt. Ich hatte mir vorgenommen, mit Melu in Ruhe darüber zu reden. Dazu bot sich meine Wohnung an.

Mit Suko hatte ich auch telefoniert. Er befand sich im Büro und hatte dort noch zu tun. Wahrscheinlich wälzte er staubige Akten von der rechten Seite auf die linke.

Wir schritten durch den Flur, und Melu nickte einige Male. »Hier wohnst du also.«
»Stimmt.«
»Nimm es mir nicht übel, John, doch ich werde einfach den Eindruck nicht los, daß es fast so ist wie in einem Gefängnis. Ich kann die Enge direkt spüren.«
»Da hast du irgendwie recht. Aber was soll ich machen? Die Wohnungen sind knapp, und eine Bleibe brauche ich. Außerdem bin ich nicht anspruchsvoll und viel unterwegs. Da ist die Wohnung für mich nicht so wichtig.«
Ich war vor der Tür stehengeblieben, schloß auf und gab dem Mädchen wieder einige Instruktionen, damit es sich in der fremden Umgebung zurechtfand.
Melu begriff sehr schnell. Sie schien es gewohnt zu ein, sich auch in anderen Häusern zurechtzufinden, tastete sich geschickt vor und stieß nicht einmal an. Als sie einen Sessel gefunden hatte, ließ sie sich nieder.
»Möchtest du etwas trinken? Ich habe Saft, Wasser…«
»Saft bitte.«
»Sofort.« Ich verschwand in der Küche und nahm mir gleich ein Glas Saft mit. Melu trank hastig. Ihre Tasche hatte ich in das Badezimmer gebracht. »Du hattest davon gesprochen, dich duschen zu wollen, Melu. Bitte, ich führe dich ins Bad.«
»Das ist nett.« Sie stellte das Glas weg und erhob sich. Ich faßte sie unter. Gemeinsam schritten wir in das kleine Bad, wo sie alles ertastete und zufrieden nickte. »Ja, da komme ich schon zurecht, John.«
»Dann lasse ich dich jetzt allein.«
»Danke.«
Die Tür schloß ich nicht ganz. Wenn etwas passierte, wollte ich es hören. Im Sessel nahm ich Platz und wählte die Nummer von meinem Büro, das ich mit Suko teilte.
Er meldete sich schnell und sagte: »Aha, endlich meldet sich der verlorene Sohn.«
»Was heißt hier endlich?«
»Hast du lange genug gebraucht.«
»Wir mußten auch fahren.«
»Sicher, wenn man keinen BMW hat…« Er mußte immer sticheln.
Dann wurde Suko sachlich. »Was gibt es Neues?«
»Man hat mich entführt. Kara und Myxin.«
»Wie bitte?« Suko schnaufte. »Bestimmt nicht grundlos, wie ich beide kenne.«
»Das nicht.«
»Also, was wollten sie?«

»Mich warnen. Bei den Steinen sprachen sie eine Warnung aus. Ich sollte mich vorsehen, ich sollte achtgeben, etwas braut sich zusammen, und es hängt mit Melusine de Lacre zusammen.«

Suko mußte etwas nachdenken und fragte dann: »Hältst du die blinde Frau für gefährlich?«

»Ich nicht.«

»Aber Kara und Myxin.«

»Richtig.«

»Gibt es einen Grund dafür? Haben Sie dir einen Hinweis in die Richtung gezeigt?«

»Nein, sie sprach sehr nebulös. Das heißt doch, es gibt einen Hinweis. Ich möchte, daß du ihm nachgehst.«

»Immer. Was ist es?«

»Ihr Name de Lacre. Kara wies mich darauf hin, daß er eine Rolle spielt. Allerdings mehr in der Vergangenheit und nicht in der Gegenwart. Das Rätsel muß eben einige Jahrhunderte zurückliegen. Vielleicht finden wir dort die Auflösung.«

Suko hatte mitgeschrieben und brummelte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart, was ich nicht verstand. »Das wird nicht einfach sein, John. Es ist eine blöde Arbeit.«

»Das weiß ich. Nur wüßte ich keinen, der sie besser macht als du.«

»Darf ich mal lachen? Wie wäre es denn mit dir?«

»Ich kümmere mich um Melusine und werde sie natürlich auch fragen.«

»Gut, lassen wir das. Kann ich dich in deiner Bude erreichen, wenn ich etwas herausgefunden habe?«

»Ich bleibe hier.«

»Schön. Kannst du mir denn jetzt verraten, aus welch einem Grunde dich die junge Frau so intensiv gesucht hat. Sie hat doch alles darangesetzt, um dich zu finden. Das macht man nicht grundlos.«

»Ich weiß es noch nicht.«

Suko stöhnte auf. »Meine Güte, hast du sie denn nicht danach gefragt, du Hirnie?«

»Halte mich nicht für so blöd. Klar, aber eine Antwort habe ich nicht bekommen. Melu gab sich sehr verschlossen. Ich rechne damit, daß sie noch heute die Karten auf den Tisch legen wird. Das ist alles, was ich dir dazu sagen kann.«

»Wenig genug.«

»Leider.«

»Gut, dann kümmere ich mich um die de Lacres. Bin selbst gespannt, was dabei herauskommt. Ich werde mich mit der historischen Fakultät der Uni in Verbindung setzen, das kann günstig sein. Die Kameraden haben ja alles archiviert…«

»Und wirf einen Blick nach Frankreich hinüber. De Lacre hört sich

französisch an.«
»Stimmt auch wieder.«
Ich sagte Suko noch ein paar Nettigkeiten und legte auf. Mehr konnte ich im Augenblick nicht tun. Die Lage war noch zu diffus.
Zudem wollte ich sie aufhellen, ohne daß Melusine etwas davon erfuhr. Die Warnung der Schönen aus dem Totenreich hatte ich nicht vergessen, und ich glaubte auch daran, daß Kara und Myxin mehr wußten, als sie mir gesagt hatten. Hoffentlich nicht aus falscher Rücksichtnahme.
Ich stand auf und ging in den Flur. Das Rauschen der Dusche war zu hören.
An der Tür zum Bad blieb ich stehen und rief laut gegen das Geräusch an. »Alles okay, Melu?«
»Ja, John, es ist gut. Ich komme zurecht.«
»Wunderbar.«
»Es dauert auch nicht mehr lange.«
»Laß dir ruhig Zeit.« Das war etwas gelogen, denn ich wollte natürlich wissen, weshalb mich diese junge Frau so intensiv gesucht hatte. In meiner Wohnung wurden wir nicht durch irgendwelche Killer gestört, wie es bei ihr der Fall gewesen war, als ich mich noch mit einem Ausbrecher und dessen Freundin hatte herumschlagen müssen.
Nachdenklich betrat ich den Wohnraum, wo ich immer weiter überlegte, aber zu keinem Resultat kam. Die Lage war zu nebulös, ich konnte nichts packen oder greifen und spürte auch nichts von einer drohenden Gefahr, die mich umgab.
Melu kehrte zurück. Sie hatte sich wieder angezogen und lächelte mir zu. Das Haar hing noch halbnaß um ihren Kopf. Konnte eine derartige harmlos wirkende Person eine Gefahr für mich darstellen?
Wenn man sie so anschaute, bestimmt nicht, aber sie mußte von einem Geheimnis umflort sein, davon ging ich nach Karas Warnungen aus. »Wie geht es dir?«
»Gut.«
»Hast du Hunger?«
»Etwas…«
Mit dieser ehrlichen Antwort brachte sie mich in Bedrängnis. »Tja, ich habe noch einige Dosen auf Lager. Suppen und Würstchen oder so. Willst du davon…?«
»Gern.«
»Eine Tomatensuppe?«
»Ja.«
»Dann setz dich mal hin.« Ich führte sie an den Eßtisch, ging in die Küche und machte die Dosensuppe heiß. Dazu gab es Brot. Später saßen wir uns gegenüber und aßen. Ich schaute sie immer an und wunderte mich, mit welch einer Sicherheit sich die blinde Frau

bewegte. Das jahrelange Training machte sich schon bezahlt.
»Vermißt du dein Zuhause eigentlich nicht?« fragte ich, als wir gegessen hatten.
»Nein.«
»Ich wunderte mich darüber. Dein Haus war etwas Wunderbares, wenn ich das so sagen darf.«
»Es stimmt schon, aber ich kann nicht stehenbleiben, ich muß meinen Weg gehen, John.«
»Wobei wir beim Thema wären.«
Melu hatte verstanden, denn sie sagte: »Das ist durchaus möglich.« Sie drückte sich zurück und »schaute« auf mich.
»Du hast mich gesucht, Melu. Bisher warst du sehr verschwiegen, doch nun möchte ich den Grund dafür erfahren. Was ist los? Was bedrückt dich? Es sind doch nicht nur die Geister deiner verstorbenen Eltern, die dich bedrängen – oder?«
»Da hast du recht.«
»Was ist es dann?«
»Vielleicht ein Fluch.« Sie sagte es, während Unruhe in ihr hochstieg, denn sie konnte die Hände nicht ruhig halten und schabte mit den Flächen über die Tischdecke.
»Welcher Fluch?«
Melu hob die Hand spreizte zwei Finger und deutete auf ihre Augen. »Meine Blindheit.«
»Nur sie?« fragte ich skeptisch.
»Ich möchte nicht mehr blind sein.«
»Das kann ich mir denken. Als ich das Kreuz aktivierte, hast du ja schon etwas sehen können…«
»Nicht die normale Welt. Ich schaute hinein in andere Dimensionen, ich sah meine eigentliche Heimat.«
»Avalon also?«
»Ja, die wunderschöne Insel. Dort muß ich hin, John.« Ihre Stimme klang drängend. »Nur dort kann ich wieder normal werden. Das heißt, ich muß nach Avalon, um mich von meiner Blindheit befreien zu können. Das ist mein Problem.«
»So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht, Melu. Das ist auch völlig legitim, daß du versuchst, die einzige Chance zu nutzen. Nur – was habe ich damit zu tun?«
»Du kannst mir helfen.«
»Inwiefern?«
Sie senkte den Kopf, als würde sie sich schämen, mir eine ehrliche Antwort zu geben. Ihre Hand bewegte sich unruhig über die Tischplatte. »Du kannst mir wirklich helfen, es ist nicht schwer, du bist der einzige, der die Brücke schlagen kann.«
»Wie?«

»Durch Magie.«
»Das ist mir zu vage.«
Sie nickte. »John, das glaube ich dir. Ich möchte mich schon jetzt bei dir entschuldigen, denn ich weiß, daß es nicht so einfach für mich ist, die Insel zu erreichen. Es gibt da ein Hindernis, glaube ich. Es ist eine Gestalt auf einem Pferd. Man nennt sie den dunklen Reiter, der Wächter, den Wanderer. Er muß überwunden werden, er ist das Hindernis, ihn muß man bekämpfen.«
»Hast du ihn schon gesehen?«
»Ja, in meinen Wahrträumen. Er ist nicht schwarz, grau oder dunkel, sondern eine bleiche Gestalt, die auf einem ebenso bleichen Pferd hockt und die Dimensionstore geschlossen hält. Du aber bist in der Lage, sie zu öffnen.«
»Schön, Melu. Gesetzt den Fall, es gelingt mir, das Tor zu öffnen. Was wird der Reiter tun? Wie wird er reagieren?«
»Er wird sich gegen dich stellen, John. Er wird zu deinem Feind werden, glaub mir.«
»Hast du davor Angst?«
Sie nickte. »Ja – schon. Ich habe davor große Angst. Ich will nicht, daß mein Gesunden mit deinem Opfer zusammenhängt.«
»Weshalb hast du mich dann gesucht?«
»Ich wollte zumindest einen Versuch wagen, das war es. Aber er ist mir wohl mißlungen.«
»Irgendwo schon«, gab ich zu. »Aber du hast es trotzdem raffiniert angestellt, denn ich bin neugierig geworden. Bestimmt weißt du auch, daß ich, habe ich einmal Blut geleckt, die Spur nicht mehr loslasse. Oder denkst du anders darüber?«
»Nein.«
»Dann sollten wir uns zusammenschließen und es wagen. Wir werden dem Reiter die Stirn bieten. Okay?«
»Ich habe gehofft, daß du so reagierst. Außerdem geht es um Avalon. Ich weiß, daß diese Insel existiert, John, denn ich habe sie schon des öfteren gesehen. Sie ist zudem meine Heimat, die ich sehr liebe, und nur auf der Insel kann ich mein Augenlicht zurückbekommen und wieder glücklich werden wie früher.«
»Du warst nicht von Geburt an blind?«
»Nein, ich wurde blind, weil ich etwas sah, das ich nicht sehen sollte.«
»Was war es?«
Melu hob mit einer bedauerlich wirkenden Bewegung die Schultern. »Es tut mir leid, das weiß ich nicht. Ich habe es vergessen, es ist einfach schon zu lange her.«
Das nahm ich ihr vorerst ab. Während unseres Gesprächs hatte ich auch an Karas Warnung gedacht, die sie nicht grundlos ausgesprochen

hatte. Hatte sie mit dieser Warnung etwa den geheimnisvollen Reiter gemeint, der von Melu auch als Wächter oder Wanderer bezeichnet worden war? Oder lagen die Dinge ganz anders?

Ich schaute in ihr Gesicht. Aus den Augen konnte ich leider nichts ablesen, und auch ihr Gesicht verriet mir nichts, denn sie hatte sich ausgezeichnet unter Kontrolle. Ich konnte mir vorstellen, daß sie nicht grundlos ihr Pokerface aufgesetzt hatte. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß mir Melu einiges verschwieg.

Sie öffnete den Mund und gähnte. »John, es tut mir leid, aber ich… ich kann nicht mehr.«

»Sehr müde?«

»Noch müder. Ich kann mich nicht einmal mehr auf ein Gespräch konzentrieren. Bitte, es ist zwar noch früh, aber wenn ich mich hinlegen könnte, wäre mir geholfen.«

»Du kannst in meinem Schlafzimmer ruhen.«

»Danke – und du?«

»Ich lege mich hier auf die Couch und bleibe noch auf. Etwas solltest du dir merken, Melu. Wenn ich dir helfen soll, dann muß ich die ganze Wahrheit erfahren, begreifst du das?«

»Natürlich.«

»Wie steht es damit? Wieviel an Wahrheit hast du mir bisher gesagt. Nicht alles, wie?«

Sie hob die Schultern. »Mein Wissen ist nicht das beste, John, das mußt du mir glauben.«

»Ich nehme es zunächst einmal an.«

Sie gähnte wieder und stand auf. Ich zweifelte an der Echtheit, wollte sie nicht drängen und führte sie in mein Schlafzimmer.

»Kannst du mir die Tasche holen?« fragte sie neben dem Bett stehend und begann damit, sich zu entkleiden.

»Natürlich.«

Als ich wieder zurückkehrte, war sie fast nackt. Sie besaß einen wunderschönen Körper. Aus der Tasche holte ich ein grünes Kleid hervor, das sie überstreifte. »Ein Nachtgewand ist es aber nicht.«

Melu hob die Schultern »Ich nehme es halt als Nachthemd.« Sie zupfte die schmalen Träger zurecht und ließ sich zurückfallen, die Arme ausgebreitet und wieder gähnend.

»Gute Nacht«, sagte ich und streichelte ihre Wangen. »Ja, die wünsche ich dir auch. Vielleicht erfahre ich etwas in meinen Traumen.«

»Dann bitte die volle Wahrheit, Melu.«

Sie lächelte nur und schloß auch als Blinde die Augen. Ich verließ den Raum auf Zehenspitzen und in Gedanken versunken. So harmlos sich Melusine de Lacre auch aufgeführt haben mochte, in mir keimte tief das Mißtrauen.

Vor dem Fenster nahm die Welt eine graue Farbe an. Der Tag war sowieso nicht sehr hell gewesen, jetzt zogen auch noch die gewaltigen Wolkenfelder über den Himmel. Vielleicht wurde es Regen geben.

Aus dem Schlafzimmer hörte ich nichts. Möglicherweise schlief Melusine schon, und mir kam die Stille bedrückend und unnatürlich vor. Ich hatte mich nicht auf sie eingestellt, alles war zu schnell gekommen, fast überfallartig, und ich dachte darüber nach, ob auch für mich eine Chance bestand, das geheimnisvolle Eiland Avalon zu besuchen. Möglicherweise verhielt es sich bei der Insel so ähnlich wie mit Aibon. Auch das Paradies der Druiden war für den normalen Menschen verschlossen. Man mußte schon die geheimnisvollen Wege kennen, um es zu finden.

Ich schenkte mir einen Whisky ein und nahm im Sessel Platz.

Zahlreiche Gedanken wirbelten durch meinen Kopf, die ich allerdings nicht ordnen konnte. Es war zwar nicht viel passiert, aber dennoch so viel, daß ich nicht mitkam. Wenn ich etwas herausfinden wollte, verschwamm alles in einer nebligen Suppe. Möglicherweise hatte Suko mehr Glück.

Ich versuchte es mit einem Anruf und hatte Pech. Mein Freund war unterwegs. Melu hatte mir erzählt, daß sie in Avalon geboren war. Und sie hatte sich selbst als die Vergessene aus Avalon bezeichnet. Weshalb hatte man sie vergessen oder wollte man sie auf der Nebeninsel nicht mehr haben? Welche Rolle spielte der dunkle Reiter, von dem sie mir erzählt hatte. Alles Fragen, auf die mir die Antworten fehlten.

Als das Glas leer war, stand ich auf und ging auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer. An der Tür blieb ich stehen und schaute auf das schlafende Mädchen. Melusine lag auf dem Rücken, sie atmete ruhig und gleichmäßig. Wenn ich sie so anschaute und dabei an Karas Warnung dachte, so konnte ich darüber nur lächeln. Es wollte mir einfach nicht in den Sinn, daß ein Mädchen wie Melusine de Lacre mir gefährlich werden konnte.

Ich zog mich ebenso leise wieder zurück und spürte ebenfalls die Müdigkeit. Den Tag über hatte ich unter einer gewissen Spannung gestanden, die bröckelte nun ab. Es hatte zudem keinen Sinn, daß ich mit Gewalt versuchte, mich wach zu halten. Der Abend war unhörbar gekommen, die Dämmerung hatte den grauen Tag abgelöst.

Es war die Stunde des wahnsinnigen Verkehrs, denn die meisten Londoner befanden sich jetzt auf dem Weg von der Arbeitsstelle nach Hause. Auch ich wollte nicht mehr länger aufbleiben. Die Couch lockte zu sehr, außerdem lähmte mich die Müdigkeit.

Bevor ich mich niederlegte, zog ich die Schuhe aus. Es war nicht das erste Mal, daß ich eine Nacht auf der Couch verbrachte. Man schlief zwar nicht so gut wie im Bett, aber besser als auf einer dünnen

Luftmatratze. Das Blei füllte meine Glieder und drang so weit hoch, bis es die Augen erreichte. Gegen diese Schwere kam ich nicht mehr an. Automatisch fielen sie mir zu. Ich schlief ein.

***

Irgendwo nördlich von London, in Mittelengland, in einer waldreichen und hügeligen Gegend, dort standen die *flaming stones*.

Geheimnisvolle, uralte Steine, ein Rest des Kontinents Atlantis.

Steine, die auch eine Verbindung besaßen zu der aus grauer Vorzeit stammenden Kultstätte Stonehenge.

Steine, die angefüllt waren mit einer permanenten Magie, die blieb, nicht sichtbar war, aber durch ihre beiden Hüter, Kara und Myxin aktiviert werden konnte.

Ein magisches Zentrum, in dem viele Fäden zusammenliefen und das große Angriffe überstanden hatte. Die Steine konnten eine Verbindung nach Atlantis schlagen, auch nach Aibon, aber die Gefahr, die sich über John Sinclair zusammenbraute, war weder in dem einen noch in dem anderen Reich entstanden.

Sie kam von einem anderen Land, einer Insel, die ebenso wie die Steine nicht sichtbar war und durch die Mythen all die Jahrhunderte gezogen war.

Avalon.

Ein Eiland, das weder Kara noch Myxin besucht hatten, von dem sie nur wußten, daß es existierte, denn sie hatten aus dieser Richtung eine Warnung bekommen.

John Sinclair war weg, damit hatte sich leider kein Problem gelöst, das wußten beide.

Kara schaute zu Boden, als sie die Blockhütte verließ. Sie wirkte wie eine traurige Person, zwinkerte mit den Augen und atmete tief durch Es war ihr anzumerken, unter welch einem Druck sie stand.

Myxin schritt hinter ihr her. Beide blieben vor den Steinen stehen und schauten durch die Lücken in das Zentrum.

Kara räusperte sich »Es ist so schwer«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Hätten wir es ihm sagen sollen?«

»Nein.«

»So lauft er einfach in…«

»Er muß da durch.«

Kara nickte und bewegte unruhig ihre Hände »Du weißt, daß es für ihn trotz allem noch eine Chance gibt.«

Myxin lachte leise »Die allerdings sehr vage ist, wenn ich dich richtig verstehe.«

»In der Tat vage, aber es ist der Hauch einer Chance, die ich wahrnehmen muß.«

Myxin gab keine Antwort, denn er wußte genau, wie schwer es war. Kara gehörte zu den Menschen, die für einen Freund alles taten Und John Sinclair war ein Freund, einer der besten sogar. Wenn er den Weg schritt, der ins Grauen führte und sie ihn nicht zurückhalten konnten, weil die Wege des Schicksals vorgezeichnet waren, mußten sie versuchen, die letzte Möglichkeit zu nutzen.

Kara überlegte. Sie wußte, was auf sie zukam, wenn sie ihren Weg schritt. Es konnte mit ihrem Tod enden, alles lag im Bereich des Möglichen.

»Du überlegst noch?« fragte Myxin und legte seine Hand auf die Schulter der geheimnisvollen Frau.

»Ja, ich überlege, denn es kann auch für mich ein Weg sein, der in den Tod führt.«

»Noch hast du dich nicht entschieden.«

Kara lächelte verloren und wehmutig zugleich »Wenn ich nur an mich denke, wird John für alle Zeiten ein vom Schicksal Gezeichneter sein. Das weißt du auch.«

»Sicher.«

»Ich kann ihn nicht im Stich lassen. Wir gehören zwar nicht zusammen, aber wir sind eine Gemeinschaft. Wir haben uns geschworen, gegen das Böse zu kämpfen. Dabei spielt es keine Rolle, aus welch einer Richtung es auf uns zukommt. Bitte, Myxin, ich möchte, daß du Verständnis für mich aufbringst.«

»Kara, du bist eine Person, die selbständig handelt und denkt. Ich kann nicht dagegen sprechen, das weißt du. Tu, was du für richtig hältst.«

»Und wenn es schiefgehen sollte?«

»Werde ich der letzte sein, der dir Vorwürfe macht.«

»Das kannst du auch nicht, denn ich werde dann nicht mehr sein, Myxin. Das weißt du.«

Er nickte nur und schaute zu, wie Kara auf die Steine zuging. Die beiden waren so unterschiedlich gewesen, damals in Atlantis, wo sie sich als Feinde gegenübergestanden hatten. Das lag lange zurück.

Heute dachten sie anders darüber. Da gehörten sie zusammen, da bildeten Kara und Myxin ein Team.

Bevor die Schöne aus dem Totenreich das magische Quadrat zwischen den Steinen betrat, drehte sie sich noch einmal um. Sie schaute Myxin an, winkte, und es fiel dem kleinen Magier schwer, ebenfalls den Arm zu heben, um ihr einen – vielleicht letzten – Gruß zuzuschicken.

Er wußte, mit wem sie Kontakt aufnehmen wollte. Mit einem der mächtigsten Dämonen überhaupt. Einem amorphen, völlig gestaltlosen Wesen, das unter einem Namen bekannt war.

Der Spuk!

***

Schlafen kann etwas Herrliches sein, das wußte auch ich. Wie oft hatte ich tief und fest geschlafen, mich während dieses Zustands erholt und all meine Probleme vergessen.

Diesmal nicht.

Ich lag auf der Couch versunken in einem tiefen Schlaf und hatte trotzdem das Gefühl, allmählich wegzufliegen. Abzuheben in weite Länder und Wolken hinein, die mich umklammerten.

Davon erwachte ich.

Ich erschrak, richtete mich halb auf und schaute in die Runde.

Zunächst wußte ich nicht, wo ich war. Ich hatte das Licht vor dem Schlafengehen ausgeschaltet und blickte in das düstere Zimmer hinein, wobei ich nur die Rechtecke der Fenster als matte Flächen erkannte. Dahinter lag der nächtliche Himmel, was mich wieder auf den Gedanken brachte, einen Blick zur Uhr zu werfen.

Mitternacht war noch nicht erreicht. Zwei Stunden würde es dauern, aber ich habe tatsächlich fast vier Stunden geschlafen und dabei schwer geträumt.

Beide Hände preßte ich gegen die schmerzende Stirn und versuchte darüber nachzudenken, weshalb ich hier auf der Couch lag und nicht in meinem Bett.

Es war schlimm für mich, denn die Erinnerung wollte einfach nicht kommen.

Nur das Tuckern blieb. Ich bewegte mich im luftleeren Raum, mein Gedächtnis funktionierte nicht so recht. Das Gehirn schien nicht mehr den nötigen Blutstrom zu bekommen.

Es dauerte meiner Ansicht nach Minuten, bis ich wieder so klar war, daß ich denken konnte.

Tief atmete ich durch, überlegte und kam zu dem Schluß, daß sich im Zimmer etwas verändert hatte.

Was es war, wußte ich nicht. Es war zudem nicht viel zu erkennen.

Ich stand auf und bewegte mich, als wurde ich durch dicke Watte gehen, so schwebend, obwohl ich mit den Füßen Kontakt zum Fußboden bekommen hatte.

Als ich den Lichtschalter erreicht hatte, klickte ich ihn nach unten.

Die Deckenbeleuchtung erhellte sich, ich schaute durch das Zimmer und stellte fest, daß sich rein äußerlich nichts verändert hatte.

Dennoch war etwas geschehen.

Meine Kehle war zwar nicht zu, sie war dennoch ziemlich ausgetrocknet. Ich ging in die Küche, ließ Wasser in ein Glas laufen und leerte es mit einem Schluck.

Danach ging es mir besser.

Wieder im Flur hörte ich die leise Stimme. Sie drang durch den Spalt der offenen Schlafzimmertür, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen

von den Augen.

Melusine de Lacre!

Jetzt war ich wieder voll da. Ich hatte das Mädchen aus seinem Haus mit nach London genommen. Es hatte mich gesucht, weil es etwas von mir wollte.

Was das genau war, konnte ich nicht sagen. Auf Zehenspitzen ging ich zur Schlafzimmertür und peilte in den graudunklen Raum, wo sich der Umriß meiner Besucherin auf dem Bett abzeichnete.

Melu hatte im Schlaf die Decke zur Seite gerollt. Sie bedeckte nur mehr ihre untere Körperhälfte. Der Kopf lag auf der Seite, die Augen waren geschlossen, aber sie bewegte die Lippen und flüsterte etwas, das ich erst verstand, als ich leise das Zimmer betrat und dicht neben der Bettkante stehenblieb.

Noch immer zitterte ihr Mund. Verstehen konnte ich nichts und beugte mich weiter vor. Erst jetzt hörte ich die leise gesprochenen Worte: »Avalon, ich, ich werde kommen. Ich besuche dich. Der Ruf hat mich erreicht. Es ist alles gemacht, es wird alles gut werden, du kannst mir glauben.« Mehr sagte sie nicht, doch nach ihren Worten umspielte ein glückliches Lächeln die Lippen.

Auch ich lächelte und strich ihr leicht über die Wangen. Ihre Haut fühlte sich warm an, aber nicht so heiß wie im Fieber. Es schien mir eher ein Gefühl des Glücks zu sein, das sie umklammert hielt.

Es hatte keinen Sinn, noch länger am Bett zu bleiben, deshalb ging ich wieder zurück in den Wohnraum, wo ich mich auf die Couch setzte. Und dann niederlegte.

Wer war diese junge Frau? Welches Geheimnis verbarg sich hinter der aparten Person? Ich hatte keine Ahnung, wußte nur, daß sie mich gesucht und auch gefunden hatte.

Die Ruhe in der Wohnung blieb. Auch aus dem Schlafzimmer hörte ich keine Geräusche mehr. Meine innere Gespanntheit war etwas abgeklungen, aber nach wie vor noch da. Mir gefiel einfach nicht, daß ich keinen Bescheid wußte.

Eigentlich hätte ich hellwach sein müssen, aber die Müdigkeit war doch so stark, daß mir wieder einmal die Augen zufielen, ohne daß ich dagegen ankam.

So etwas hatte ich selten erlebt. Ich kam mir vor wie jemand, der unter einer fernen Kontrolle stand und sich einfach nicht dagegen auflehnen konnte, sosehr er sich auch anstrengte.

Das andere schlug immer zu.

Ich fiel in einen tiefen Schlaf, traumlos diesmal, auch nicht so lange denn plötzlich erwachte ich wieder.

Diesmal war das Erwachen jedoch anders. Ich öffnete die Augen – und war sofort voll da. Zwar stand ich nicht senkrecht im Bett, doch etwas war mit mir geschehen.

Ich fühlte mich topfit, gleichzeitig fiel es mir schwer, mich zu bewegen, denn an meinen Gliedern schienen Eisengewichte zu hängen. Aber ich hörte etwas, denn meine Sinne waren voll angespannt.

Nicht innerhalb des Zimmers waren die Geräusche aufgeklungen, sondern außerhalb.

Schritte?

Zunächst war es mir nicht möglich, die Laute zu identifizieren. Sie hörten sich an, als würde etwas über den Boden schleifen und bei jeder Berührung so gut wie möglich zurückgehalten, nur damit es nicht auffiel.

Da war jemand…

Mir kroch eine Gänsehaut über den Rücken. Normalerweise wäre ich aufgestanden, hätte meine Waffe gezogen, um mich dem Eindringling – vorausgesetzt, es war einer – zu stellen, das ließ ich diesmal zwangsläufig bleiben, weil mich die andere Kraft zurückhielt.

Ich konnte nichts weiter tun, als auf der Couch zu liegen, zu warten und mich zu konzentrieren.

Aber ich hatte meinen Blick auf die Tür richten können, die nicht geschlossen war. Sie stand so weit offen, daß sich ein Mensch durch den Spalt hätte schieben können.

Was auch geschah…

Eine Gestalt erschien, füllte den Spalt ziemlich aus und besaß die Umrisse eines Menschen.

Jetzt hätte ich aufstehen und ihm entgegengehen müssen. Was tat ich? Leider blieb ich liegen und wartete ab, wie sich die Dinge entwickelten.

Noch traute sich die Gestalt nicht, meinen Wohnraum zu betreten.

Als Schatten stand sie innerhalb des Spalts, aber ich hörte sie atmen.

Ein leises, zischendes Geräusch drang in den Raum, was mich irgendwo beruhigte, denn es war ein Mensch, der an der Schwelle zum Wohnraum stand und sich plötzlich vorschob.

Er betrat das Zimmer, ich erkannte ihn – und hätte fast aufgelacht.

Eigentlich war es dumm von mir gewesen, so überspitzt zu reagieren, denn es hatte auf der Hand gelegen, daß nur eine Person durch die Wohnung schlich: Melusine de Lacre!

Sie schob sich vom Flur her in den Wohnraum. Durch ihre Bewegungen bewegte sich auch das lange, grüne Kleid mit, so daß es mehrere Wellen warf und sie mir selbst vorkam wie ein gespenstisches Wesen, daß es an einem bestimmten Ort nicht mehr aushalten konnte und einen Wechsel vornehmen wollte.

Sie schlich in den Raum.

Ich lag still, nicht ganz freiwillig. Ich hätte mich gern gerührt und mich bemerkbar gemacht, nur war es nicht möglich, denn irgend

etwas hielt mich fest.

Eine Kraft, gegen die ich nicht ankam, die mich lähmte, so daß ich weiterhin nur Zuschauer blieb.

Sie zeigte mir auch ihr Gesicht, das mir unter dem dunklen Haar vorkam wie ein bleicher Fleck.

So lautlos wie möglich betrat Melu den Raum, schaute kurz zu mir hin, sah, daß ihrer Ansicht nach alles in Ordnung war und schlich dann weiter.

Ich verhielt mich mucksmäuschenstill. Selbst die Atmung hatte ich eingeschränkt, hielt den Mund halboffen und holte nur durch ihn Luft, damit ich nicht auffiel.

Obwohl sie blind war, wich sie mit einer nahezu traumwandlerischen Sicherheit all den Gegenständen aus, die für sie hätten Stolperfallen werden können, und ging auf ein bestimmtes Ziel zu.

Es war ein Schrank!

Im Prinzip ein gewöhnlicher Schrank, aber dennoch kein normaler, was den Inhalt anging.

Dort verwahrte ich weder Wäsche noch Geschirr oder Kleidung.

Ich hatte da die Dinge verborgen, die für mich persönlich und für meinen Kampf gegen die dämonischen Mächte sehr wichtig waren.

Eigentlich ging es nur um einen Gegenstand, um den Dunklen Gral!

War Melusine de Lacre allein auf ihn fixiert?

Noch nahm ich das an. Wenn sie die Richtung allerdings beibehielt, würde sie automatisch auf den Schrank zulaufen, ihn öffnen, den Dunklen Gral sehen…

Ich hörte sie sprechen. »Es ist alles vorbereitet. Avalon, ich komme. Bald ist es soweit. Ja, bald ist es soweit. Ihr könnt euch auf mich verlassen…«

Obwohl verständlich, sprach die Frau für mich in Rätseln. Daß sie etwas vorhatte, lag auf der Hand. Wahrscheinlich war es genau die Tat, deretwegen sie meine Bekanntschaft gesucht hatte.

Ging es um den Dunklen Gral?

Plötzlich schlug mein Herz schneller. Ich war der Lösung sehr nahe gekommen, ich wollte aufstehen, aber, eine andere Kraft hielt mich zurück und lähmte mich.

Ich war nicht einmal in der Lage, nach meinem Kreuz zu fassen, es hervorzuholen und die Formel zu sprechen. Ich blieb auf der Couch als unbeteiligter Zuschauer liegen.

Was würde weiterhin geschehen?

Melu hatte den Schrank erreicht. Ich schaute jetzt auf ihren Rücken, der vom Stoff des Kleides umflossen wurde. Sie hob die Arme an und legte beide Hände flach gegen die Schranktüren.

Wenn sie so weitermachte, bekam sie das Ding nie auf – dachte ich.

Ich irrte mich!

Möglicherweise besaß sie magische Kräfte, anders konnte ich mir das Knacken des Schlosses nicht erklären, das erklang, als sich der Schrank öffnete.

Wie von Geisterhand bewegt, schwangen die beiden schmalen Doppeltüren nach außen und gaben Melu den Blick auf das Innere des Schrankes frei.

Und dort stand der Gral.

Das kostbare Gefäß mit der Kugel der Tanith darauf, die genau in die Öffnung hineinpaßte. Eine weißmagische Waffe, in deren Besitz ich erst nach langen Kämpfen und Auseinandersetzungen gelangt war. Ich hatte mich mit den Dämonenhorden der Templer herumschlagen müssen. Ich hatte gegen Baphomet und van Akkeren gefightet, bis es mir endlich gelungen war, das Gefäß in meinen Besitz zu bringen, denn die Kugel hatte sich bereits in meinen Besitz befunden.

Wer den Gral richtig einsetzen konnte, dem würde er Welten eröffnen. Das brauchte Melu nicht, als sie die Arme ausstreckte und das Gefäß mit beiden Händen umklammerte. Sie wollte zwar auch eine Öffnung der Welten, aber für sich den Weg nach Avalon finden.

Ohne daß ich sie daran hindern konnte, holte sie den Dunklen Gral aus dem Schrank hervor, ließ ihn offen, drehte sich um und schämte sich nicht, ihn mir zu präsentieren.

Sie ging sehr vorsichtig mit ihm um. Das erkannte ich allein daran, wie sie ihn festhielt. Ihr »Blick« war auf den Gral und auf mich gerichtet.

Ob sie mir mit ihren blinden Augen ins Gesicht schaute, war für mich nicht zu erkennen. Jedenfalls ging sie mit einer traumwandlerischen Sicherheit vor und dabei auf die Couch zu, die ich in Beschlag gelegt hatte.

Der Gral gehört mir! Du darfst ihn nicht anfassen und ihn mir wegnehmen.

Das wollte ich sagen. Leider blieb es beim Vorsatz. Ich schaffte es nicht einmal, auch nur ein Wort auszusprechen. Wie ein kleiner Statist kam ich mir vor.

Und sie ging weiter. Auf ihrem Mund lag ein Lächeln, das konnte ich erkennen, denn ihr Körper war plötzlich von einer Aura umgeben, die nicht von dieser Welt stammte. Ein sanftes Leuchten umschmeichelte sie und machte aus Melu eine ätherische Gestalt.

Für mich stand sie an der Grenze zwischen einem normalen Wesen und einem Geistwesen.

Dann blieb sie stehen. Etwa eine Schrittlänge von mir entfernt. Sie sah mich nicht, aber sie wußte natürlich, welchen Schlafplatz ich eingenommen hatte. Zudem konnte sie mich spüren.

Ich sah und hörte, wie sie tief Luft holte. Sicher wollte sie reden und eine Erklärung abgeben, aber sie traute sich noch nicht. Sekunden

verstrichen.

Auf einmal sprach sie, und ihre Worte hätten mich umgehauen, aber ich lag bereits.

»Ich bin wegen des Dunklen Grals gekommen, John Sinclair.«

***

Ich erwiderte nichts – konnte auch nichts sagen, weil ich einfach nicht in der Lage war. Ich lag auf der Couch, die Welt drehte sich vor meinen Augen. Ich hatte das Gefühl, in einen Abgrund gerissen zu werden und dachte daran, daß viele versucht hatten, den Gral in ihren Besitz zu bekommen, aber keinem war es bisher gelungen.

Nur Melusine de Lacre machte die große Ausnahme.

Ich lag da mit offenen Augen, lauschte ihren Worten nach und schaffte es nicht einmal, eine Frage nachzuschieben. Ihr allein mußte ich die Initiative überlassen, und sie enttäuschte mich nicht, denn sie gab mir weitere Erklärungen.

»Es tut mir leid, daß ich es dir nicht vorher habe sagen können, aber auch für mich gibt es gewisse Gesetze und Regeln, an die ich mich halten muß. Der Gral ist für mich ungemein wichtig. Er ist das Objekt, das ich haben muß, denn er gewährt mir ein neues, ein wunderbares und auch freies Leben.«

Ich wollte etwas sagen, versuchte, mir einen Ruck zu geben, aber ich lag da wie gefesselt. Zudem sprach Melusine weiter. »Nur durch ihn gelingt mir der Brückenschlag nach Avalon. Der Gral eröffnete andere Welten, das sollte auch seinem Besitzer klargeworden sein, aber du hast nie davon gesprochen. Du hattest es dir eigentlich denken können. Deshalb habe ich dich gesucht, weil du der Besitzer des Grals bist. Einen anderen Grund gibt es nicht. Ich danke dir dafür, daß du mich aufgenommen hast, ich weiß auch, daß es einem Diebstahl gleichkommt, wenn ich ihn dir nehme und ich dir ein Schicksal zufügen muß, das ich dir eigentlich ersparen wollte. Es geht nicht anders. Ich brauche den Gral für Avalon, du wirst ihn verlieren und leider auch die Folgen tragen müssen, denn etwas sehr Wichtiges an dir geht verloren. Was es ist, darüber mochte ich nicht reden, denn du wirst es erleben. Ich bin erfreut und traurig zugleich, aber ich kann mich nicht gegen die Fügung stellen.«

Für mich sprach sie in Rätseln. Wie viele Fragen schwirrten durch meinen Kopf. Leider war ich nicht in der Lage, auch nur eine einzige davon zu stellen.

Tief wollte ich Luft holen, weil ich endlich diesen verdammten Zustand überwinden mußte. Es war nicht möglich. Ich starrte einzig und allein auf die vor mir stehende und von einem ungewöhnlichen Licht umflorte Gestalt.

Natürlich hielt sie den Gral wie ein Lebenselixier. Er war für sie

ungemein wichtig, wies er ihr doch den Weg nach Avalon.
Aber wie?
»Durch ihn«, sagte sie, »nur durch ihn werde ich die Brücke zur Insel schlagen können.«
»Wie?«
Ich erschrak über mich selbst, denn plötzlich war die Lähmung verschwunden. Ich hatte sprechen und dieses eine Wort sagen können. Es war möglich!
»Ich werde ihn benutzen, als Mittler, als Schiff über das große Wasser. Ich habe ihn einfach zu lange suchen müssen, doch nun ist es geschafft, begreifst du das?«
Reden konnte ich, aber auch handeln?
Es war nicht möglich, nur einen Finger zu bewegen. Schwer hingen meine Arme herab. Um meine Brust schien ein Panzer zu liegen, der mich immer starker einschnürte.
Ich atmete tief, der Schweiß drang aus meinen Poren. Kalt lag er auf meinem Gesicht und bedeckte auch die übrigen Teile des Körpers. Der Gral kam mir vor wie ein Fremdkörper. Normalerweise hatte er mich angezogen, nun aber stieß er mich ab.
Er wollte nicht.
Dafür gehorchte er Melusine de Lacre, als wäre er allein nur für sie geschaffen worden. Sie hatte ihn halb angehoben und zog ihn nun zu sich heran, um ihn so nahe wie möglich an ihren Körper zu bringen, denn beides sollte sich berühren.
Ich fieberte mit, nur war es mir nicht möglich, meinen Platz zu verlassen.
So blieb ich weiterhin der Zuschauer und beobachtete, wie die Frau ihren Kopf nach vorn beugte, den Gral leicht anhob und trotz der aus der Öffnung schauenden Kugel in ihn hineintauchte.
Das Unwahrscheinliche wurde wahr – der Dunkle Gral verschluckte Melusine de Lacre.

***

Und ich tat nichts!
Verdammt noch mal, ich lag da, eingeschnürt durch einen fremden Bann, der in dieser Wohnung regierte.
Es war verrückt, einfach zum Durchdrehen, doch ich schaffte es nicht. Ich konnte nicht aufstehen und den Vorgang kurzerhand stoppen.
Der Vorgang besaß trotzdem etwas Faszinierendes für mich. Eine Frau hielt den Dunklen Gral fest, sie beugte sich vornüber und schaffte es, in der Kugel zu verschwinden.
Gleichzeitig aktivierte sich die Aura. Melus Körper war von einem grünen, geisterhaften Flimmern umgeben. Da zuckte es, als gäbe es

elektrische Entladungen, dann sah ich nur mehr Kelch und Kugel etwa in Brusthöhe schweben, wobei die eingravierten Zeichen auf dem Kelch geheimnisvoll leuchteten.

Im nächsten Augenblick drang ein fauchendes Geräusch an meine Ohren, als wurde Wind über eine bestimmte Stelle hinwegwehen, dann sah ich nichts mehr.

Kelch und Frau waren verschwunden!

In meinem Kopf rotierte es. Er war schwer wie Blei, und die Luft erschien mir verbraucht.

Ich hörte mich selbst atmen und wünschte mir, alles nur geträumt zu haben, aber da stand der Schrank mit den noch offenen Türen.

Ein Beweis dafür, daß jemand etwas hervorgeholt hatte.

In den folgenden Minuten blieb ich auf dem Rücken liegen, um die Vorgänge noch einmal vor meinem geistigen Auge Revue passieren zu lassen. Ich kam einfach nicht darum herum, es war etwas Unwahrscheinliches geschehen. Man hatte mir den Dunklen Gral gestohlen. Nicht nur das, er war zudem in den Besitz einer geheimnisvollen Person übergegangen, die mein Vertrauen mißbraucht hatte.

Ich selbst hatte Melusine de Lacre in meine Wohnung und damit an den Gral herangeführt. Jetzt war mir auch klargeworden, weshalb sie dermaßen intensiv nach mir gefahndet hatte. Ihr Interesse hatte nicht meiner Person, dafür dem Gral gegolten.

Ich richtete mich auf.

Nun klappte es. Zwar war ich nicht völlig fit, der Druck im Kopf blieb, doch ich fühlte mich wieder als Mensch und ging zum Fenster, um es zu öffnen.

Die frische Nachtluft strömte in den Raum und vermischte sich mit der brütenden Wärme. Für die Jahreszeit war es zu warm. Wir hatten weder Frost noch Schnee, die Temperaturen erreichten an manchen Tagen sogar zweistellige Zahlen. Dieser Winter war bisher die Fortsetzung des letzten heißen Sommers gewesen.

Der Nachthimmel kam mir vor wie eine gewaltige Fläche, die auf mich zukam und mich schlucken wollte. Wolken segelten durch die Finsternis, hin und wieder blinkten die Sterne, als wollten sie mir einen letzten Gruß zusenden.

Ich fühlte mich matt und zerschlagen, dachte natürlich an Melusine de Lacre und ihre Tat. Weshalb hatte sie den Gral genommen?

Gab er ihr tatsächlich die Chance, die Blindheit zu besiegen, wenn es ihr durch seine Hilfe gelang, nach Avalon zu kommen?

Ich wußte es nicht, ging allerdings davon aus, weil sie sich mit einer schon übernatürlichen Verbissenheit an das Auffinden des Dunklen Grals gemacht hatte.

Es war wahrscheinlich mein Fehler gewesen, daß ich mich nicht so

intensiv um den Dunklen Gral gekümmert hatte. Ich hatte mehr nachforschen und in die tiefe Vergangenheit zurückgehen sollen. Im Hohen Mittelalter hatte er eine Rolle gespielt. Er war immer das Tor oder der Weg in die anderen Zeiten und zu geheimnisvollen Plätzen gewesen, die oft zwischen den Dimensionen schwammen.

Okay, ich war letztendlich sein Besitzer geworden, doch das eigentliche Wissen um ihn fehlte mir.

Wer konnte mir da helfen? Wer wußte etwas über die Familie de Lacre, über den Stammbaum und noch mehr?

Ich nicht, aber meine Hoffnungen lagen bei Suko, der ausgezogen war, um entsprechende Nachforschungen anzustellen. Sollte es einen Stammbaum der Familie geben, so wurde ihn Suko in dem einen oder anderen Archiv finden können.

Ich schloß das Fenster. Mit beiden Händen strich ich durch mein Gesicht. Ich kam mir vor wie jemand, der alles auf eine Karte gesetzt und verloren hatte.

Schade, mein Vertrauen in Melusine de Lacre war sehr groß gewesen. Sie hatte es mißbraucht. Stellte sich natürlich die Frage, ob es freiwillig oder unfreiwillig geschehen war. Ich wollte ihr eine Chance geben und schloß auch das letzte nicht aus. Durch ihre Blindheit war sie stark gehindert, es lag also auf der Hand, daß ein Mensch wie sie alles versuchen wurde, um den Zustand abzulegen. Und wenn es nur über den Gral ging, dann hatte sie ihn eben haben müssen.

Ich ging ins Bad. Ein Mann ohne Energie, körperlich zerschlagen.

Meine Füße schlurften über den Boden. Es bereitete mir Mühe, die Beine hochzuheben. Am liebsten hätte ich mich ms Bett fallen lassen, um tief und fest zu schlafen.

Das Licht schmerzte meinen Augen. Vielleicht ging es mir besser, wenn ich Wasser in mein Gesicht laufen ließ oder eine Dusche nahm. Dann wollte ich trotz der späten Stunde mit Suko reden, um von ihm zu erfahren, ob er Erfolg gehabt hatte.

Alles Dinge, über die ich nachdachte, die ich mir vornahm, aber zurückstellen mußte, denn ich hatte das Bad betreten, Licht gemacht und schaute automatisch nach links, wo der rechteckige Spiegel an der Fliesenwand hing Die Fläche gab mein Bild wider!

Mir stockte der Atem. War ich das? War ich das nicht? Das mußte ich einfach sein, aber durch meine Brust fuhr ein Stich, als wäre er mit einer glühenden Messerklinge geführt worden.

Ja, die Person war ich, aber ich sah nicht mehr so aus wie am heutigen Morgen.

Ich war um mindestens zwanzig Jahre gealtert!

***

Das kulturhistorische Archiv der Londoner Uni hatte eigentlich schon

geschlossen gehabt, aber Suko war am Ball geblieben und hatte herausgefunden, daß sich einer der Professoren noch im Hause befand.

»Und mit dem Herrn will ich reden!« hatte Suko zu dem Pförtner in seiner Loge gesagt.

Nach einigem Hin und Her hatte er es tatsächlich geschafft und konnte sich anschließend des Eindrucks nicht erwehren, daß der Professor Gern wegen der Störung nicht unangenehm gerührt war.

Gern gehörte zu der jüngeren Generation von Kulturhistorikern, trug eine bunte Fliege zum grauen Anzug und ein gestreiftes Hemd.

Sein Haar hatte er wie eine braune Flutwelle zurückgekämmt, wo sich die Enden dann innerhalb des Nackens ausbreiten konnten. Er machte eher den Eindruck eines Sportlers und schaute Suko aus den ebenfalls braunen Augen offen an.

»Wenn die Polizei um diese Zeit kommt und dermaßen drängt, muß es wichtig sein.«

»In der Tat.«

Gern deutete in die Runde »Reicht Ihnen mein Arbeitszimmer, oder müssen wir ms Archiv?«

»Es hängt davon ab, wie Sie mit meinen Fragen zurechtkommen, Professor.«

Gern strich über den mit Papieren beladenen Schreibtisch »Lassen Sie den Titel weg, der macht mich immer so alt.« Er lachte breit. »Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Es geht mir eigentlich nur um einen Namen, den ich zuvor noch nie gehört habe.«

»Bitte.«

»De Lacre!«

Der Wissenschaftler zog die Stirn kraus. Er wiederholte den Namen einige Male, wollte die Schultern heben, sah wohl ein, daß es seinen Besucher zu sehr deprimiert hatte und erkundigte sich statt dessen, ob Suko mit Einzelheiten dienen konnte.

»Da er sich französisch anhört, gehe ich davon aus, daß man dort nachforschen sollte.«

»Das ist mir klar, Inspektor. Wie halten Sie es denn mit einer ungefähren Zeitangabe?«

Suko lächelte knapp »Das ist nicht einfach. Ich gehe davon aus, daß die de Lacres ein altes Geschlecht sein müssen, das bis heute Bestand hat, seine Blütezeit aber meiner Ansicht nach im Hohen Mittelalter gehabt haben muß. Und das in Frankreich.«

»Das Land ist und war groß«, meinte Gern »Gerade in Frankreich hat es der Adel immer leicht gehabt, es gab sehr viele Familien, und in die Zeit des Hohen Mittelalters existierte zudem ein gewaltiges Durcheinander, wie Sie vielleicht wissen.«

»Das ist mir bekannt.«

Gern lächelte. »Nun haben Sie insofern Glück, daß ich mich mit dieser Zeit beschäftigt habe. Ich will Ihnen auch sagen daß der Name de Lacre bei mir einige Glocken zum Klingeln gebracht hat. Da hat es mal etwas gegeben, und zwar im Zusammenhang mit einem Mythos, der bis heute nicht richtig erforscht wurde, weil es damals um Ketzerei ging und die offizielle Kirche viele Unterlagen vernichtete.«

In Suko war das Jagdfieber erwacht »Das konnte eine Spur sein. Vielleicht ist sie das sogar.«

»Möglich. Nur kann ich Ihnen aus dem Kopf nicht sagen, was diese de Lacres getan haben.«

»Ungefähr denn?«

Der Wissenschaftler sah ein wenig ratlos aus »Ich will Ihnen nichts Falsches sagen, aber meines Wissens nach hing der Name de Lacre mit dem Orden der Katharer zusammen, die damals in Frankreich einen großen Einfluß besaßen.«

»Ähnlich wie die Templer?«

»Nicht ganz so aber es hat sie gegeben, und sie sind auch verfolgt worden.«

»Können Sie mir mehr über die Katharer erzählen?«

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Nur der Schreibtisch trennte sie »Das ist mit wenigen Worten nicht gesagt aber ich will es gern versuchen. Nach heutigen Erkenntnissen liegen die Wurzeln des kartharischen Glaubens bei den Bogomilen, einer Sekte die in Bulgarien ihren Ursprung gehabt hat. Das war im elften Jahrhundert. Aus irgendwelchen Gründen zogen die Missionare der Sekte nach Westen und ließen sich in Frankreich nieder. Heute bestreitet man, daß die Katharer etwas mit den Bogomilen zu tun gehabt hatten, die Forschung gibt den Skeptikern immer mehr recht. Bleiben wir bei den Kartharern. Sie müssen sich vorstellen, daß die Kirche damals sehr verkrustet gewesen ist und die Katharer Ideen einbrachten, die bei vielen Menschen auf fruchtbaren Boden fielen. Die Mitglieder des Ordens lebten in Demut und Einfachheit. Sie mochten auch die prunkvollen Kirchen nicht und hielten ihre Feiern deshalb im Freien ab oder in anderen, kleineren Räumen. Meditative Übungen waren ihnen ebenfalls nicht unbekannt. Sie lebten vegetarisch, der Verzehr von Fisch war ihnen aber erlaubt. Sie zogen stets paarweise über Land, so kamen sie in den Geruch der Homosexualität. Nicht nur das einfache Volk fühlte sich von der Lehre angesprochen, auch Adelige tendierten zu den Kartharern. Ihnen gefiel deren Toleranzangebot, was ja in der offiziellen Kirche nicht vorhanden war. Das alles sprach sich bis Rom herum, und irgendwann einmal machte Rom gegen die Ketzer mobil. Papst Innozenz III rief zu einem gewaltigen Kreuzzug gegen die Katharer auf, denn die Ketzer sollten ein- für allemal ausgerottet

werden, und damit, Inspektor waren wir beim Punkt.«
»Wie das?«
Professor Gern lächelte. »Wahrend ich Ihnen von den Kartharern berichtete, ist mir etwas eingefallen.«
»Und was?«
»Ihr Name, den Sie erwähnten, denn ein gewisser de Lacre gehörte zu den Feldherren des Heeres, das gegen die Katharer aufmarschierte. Er war vom damaligen Papst für diese Aufgabe bestimmt worden.«
Suko gehörte zu den Menschen, die sich beherrschen konnten. In diesem Fall zeigte er seine Überraschung und zuckte leicht zusammen, was auch Gern auffiel, der sehr schnell abwinkte »Bitte, Inspektor, machen Sie sich nicht zu viele Hoffnungen, denn alles weitere ist historisch nicht gesichert. Es verläuft im Sand der Geschichte, da können wir nur spekulieren.«
»Bitte, spekulieren Sie.«
»Wie gesagt, dieser de Lacre war einer der Anführer. Ich bleibe jetzt allgemein, um etwas Spezielles herauszufinden, müßten wir den Computer bemühen. Also, de Lacre kämpfte gegen die Katharer. Aber er wußte mehr als mancher andere. So muß er auch von dem Gerücht erfahren haben, daß die Katharer bestimmte Fähigkeiten besaßen, die sie in die Lage versetzten, Wege zu gehen, die einem normalen Menschen verschlossen blieben. Sie waren eine Sekte, die meditierte, sie schafften es, Grenzen zu überwinden, ihr Geist öffnete sich, und im Mythos über sie steht unter anderem, daß sie es als höchstes Glück ansahen, den Weg zur Nebelinsel Avalon zu finden.«
Suko schaute den Wissenschaftler starr an »Avalon?« wiederholte er leise.
»Ja, Sie hörten richtig.«
»Das ist die Spur.«
Gern hob die Augenbrauen »Ich verstehe nicht. Sind Sie wegen Avalon zu mir gekommen?«
»Möglich.«
Der Professor lachte und stemmte seine Hände auf die Schreibtischplatte »Aber ich bitte Sie. Die Insel ist ein Mythos, sie ist wie das Ende des Regenbogens. Vielleicht vorhanden, aber niemals erreichbar. Nein, Inspektor, Avalon ist Spekulation, ist Legende.«
»Aber von den Völkern nicht vergessen worden. Die Insel ist bei den Kelten zu einem sehr wichtigen Punkt geworden. Die Ritter der Tafelrunde, König Artus, sie alle haben über Avalon geredet, und sie lebten nicht in Frankreich wie die Katharer.«
»Da gebe ich Ihnen durchaus recht. Ich habe auch darüber gelesen, ich bin bei meinen Forschungen natürlich öfter auf den Namen gestoßen und muß Ihnen gestehen, daß ich für meinen Teil eine Erklärung gefunden habe. Schon damals haben die Menschen große

Sehnsucht nach dem ewigen Glück gehabt. Durch die Kreuzzüge und Wanderbewegungen wurde diese Sehnsucht quer durch Europa getragen. Man brauchte einen Mythos, einen Ort, für den es sich lohnte zu leben, zu kämpfen und zu suchen. Deshalb suchten Ritter nach Avalon, der Insel, die eine Wiedergeburt erlaubte. Auch die Katharer glaubten an Wiedergeburt, das steht fest. Sie suchten Avalon, sie suchten den Gral, und bei den Kelten, so hört man, sollen Avalon und der Gral identisch sein.«

»Ich kenne die Erzählungen eines Wolfram von Eschenbach. Man hat die Gralsburg ja an verschiedenen Stellen vermutet. In Frankreich, auch in Nordspanien. Was nun genau stimmt, ist mir unbekannt. Mir geht es um diesen de Lacre.«

»Viel wissen wir nicht darüber.«

»Konnten Sie trotzdem nachschauen?«

Gern hob die Schultern. »Klar, auch *mein* Jagdeifer ist erwacht. Aber sagen Sie bitte, Inspektor, weshalb interessiert sich ein Beamter vom Yard für diese mystische Vergangenheit?«

»Es gibt Spuren«, erwiderte Suko ausweichend »Ich kann leider nicht darüber sprechen. Laufende Ermittlungen, Sie verstehen?«

»Klar, Inspektor, klar. Da haben Sie es gut Sie können sich dahinter stets verstecken.«

»Manchmal ist es gut.«

Gern war schon auf dem Weg zur Tür. Der Teppich machte seine Schritte lautlos. »Man hat einiges läuten gehört, daß es gewisse Taten gibt, deren Ursprünge tief in der Vergangenheit ihre Wurzeln haben. Ist es auch bei Ihnen so?«

»Zumindest ähnlich.«

Gern hielt Suko die Tür auf. »Kommen Sie, schauen wir uns mal an, was der Computer ausspuckt. Zum Glück haben wir in den letzten Jahren unser Archiv ausweiten können. Es ist uns eine sehr große Hilfe.« Sie fuhren eine Etage tiefer, wo der klimatisierte Archivraum lag, dessen kalte Technik Suko nicht mochte.

Auch Gern fühlte sich etwas unwohl, aber er kannte sich mit den Programmen aus.

Suko zog sich einen Stuhl heran und blieb schräg hinter dem Wissenschaftler sitzen, der auf der Tastatur seine Eingaben machte. Die Programme standen, den Code wußte er. Dann brauchten sie nur mehr zu warten, bis der Drucker etwas ausspie.

Es war nicht viel. Der Professor las es vom Bildschirm ab, Suko nahm sich das Ausgedruckte vor.

Was er an neuen Informationen bekam, bestätigten die ersten, die Gern ihm gegeben hatte. Ein gewisser Julien de Lacre hatte tatsächlich mitgeholfen, das Heer der Kreuzfahrer gegen die Katharer anzuführen, aber er hatte irgendwann einmal die Seiten gewechselt.

Später war er dann von seinen eigenen Leuten gejagt worden. Man hatte ihm einen Namen gegeben, den Schattenreiter, aber auch den Wanderer oder den Wächter. Konkrete Angaben fand Suko nicht, die Spur des Julien de Lacre verlor sich irgendwann. Man ging davon aus, daß er zu Kartharern übergetreten wäre und sich auf die Suche nach dem Heil gemacht hatte.

»Heil«, murmelte Suko, »was kann das sein? Etwa die Insel Avalon?« Er schaute Gern dabei an, der nur seine Schultern hob und meinte »Fragen Sie mich etwas Leichteres, ich weiß es nicht.«

»Glauben Sie an Avalon?«

»Nein.«

»Überhaupt nicht?«

Gern lachte »Versuchen Sie nicht, mich in die Enge zu treiben. Ich kann Ihnen da keine wissenschaftlich exakte Auskunft geben, Inspektor. Ehrlich nicht.«

»Möglicherweise eine andere.«

»Eine private?«

»Richtig.«

Gern blickte auf den Bildschirm, dann auf Suko »Das ist natürlich schwer, wenn ich einem Polizisten meine Meinung offenlege.«

»Ich verspreche Ihnen, offiziell keinen Gebrauch davon zu machen, Professor.«

»Sagen Sie mir denn, um was es geht?«

»Avalon. Wir suchen Avalon.«

Gern blieb starr sitzen »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte er »Nein, das glaube ich nicht. Sie, Inspektor, suchen Avalon? Sind Sie auf dieses Märchen tatsächlich hereingefallen?«

»Ist es ein Märchen?«

»Für mich schon. Ja, es ist ein Mythos, eine Sage, eine Legende, meinetwegen auch ein Märchen. Die Edlen damals waren von einer gewissen Romantik erfüllt, die sich im letzten Jahrhundert wiederholt hat, als man die blaue Blume suchte. Die Menschen lebten in einer Zeit des Aufbruchs Europa erlebte Stürme, die Kirche spielte eine große Rolle, war aber vielen wegen ihrer Machtfülle und Geldgier suspekt, da hatte man eben Träume, die meines Erachtens eine Folge der herrschenden Verhältnisse waren.«

»Gut gesprochen, Professor. Nur lassen Sie sich gesagt sein, daß ich andere Dinge erlebt habe und Sie nicht ohne Grund frage. Ich beschäftige mich eben mit Vorhängen, die überhaupt nicht in das moderne Raster hineinpassen. Ob es Avalon nun gibt oder nicht, ich kann es nicht sagen, jedenfalls existieren Spuren.«

»Die immer im Nichts enden, wie ich weiß.«

Suko kehrte wieder zum eigentlichen Thema zurück »Und was mit Julien de Lacre geschehen ist, wissen Sie auch nicht. Mehr

Informationen gibt es nicht?«

»Nein, das war alles.«

Suko stand auf und nickte dem Wissenschaftler zu »Sie haben mir trotzdem sehr geholfen.«

»Wobei?«

»Ich habe erfahren, daß es einen Julien de Lacre gegeben hat. Das ist für mich viel wert, auch wenn seine Spuren vom Sand der Zeit verweht worden sind. Aber es gibt ihn, und es ist durchaus möglich, daß es Verbindungen bis in die Gegenwart gibt, denn ich kann Ihnen versichern, daß das Geschlecht der de Lacres nicht ausgestorben ist. Es existiert weiter, Professor.«

»Wie oder wer?«

»Eine junge Frau. Sie heißt Melusine de Lacre, lebt nicht mehr in Frankreich, sondern in unserem Land.«

»Das habe ich nicht gewußt. Können Sie denn nicht mehr über sie erfahren. Möglicherweise hat sie Ahnenforschung betrieben.«

»Das wäre schön. Soweit ich informiert bin, ist sie selbst auf der Suche nach…«

»Avalon?« sprach Gern dazwischen.

»Das kann sein.«

Der Wissenschaftler winkte ab »Nehmen Sie es nicht persönlich, Inspektor, mir ist das zu phantastisch.«

»Leider ist das Leben manchmal viel phantastischer, Professor. Ich möchte noch einmal auf den Namen zurückkommen, den Julien de Lacre getragen hat. Sie sprachen von einem Schattenreiter.«

»Exakt.«

»Darüber gibt es keine Informationen, wie ich annehme.«

Gern deutete auf den Bildschirm und auch gegen den Drucker.

»Haben Sie etwas gesehen?«

»Leider nein.«

»Ich auch nicht. So müssen wir uns beide mit dem zufrieden geben, was unser Freund ausspie.« Er lächelte Suko zu. »Es hat mich trotzdem gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Unser Gespräch war äußerst interessant. Sollten Sie wieder Probleme in ähnlicher Richtung haben, Sie können immer auf mich zählen.«

»Danke, Professor, darauf werde ich bestimmt zurückkommen.«

Suko war schon auf dem Weg zur Tür und öffnete sie.

»Ich gehe noch mit Ihnen bis zum Ausgang. Für mich ist auch bald Schluß.«

Vor dem Gebäude verabschiedeten sich die beiden Männer. Gern bat Suko darum, informiert zu werden, sollte sich auf der Seite des Inspektors ein Erfolg zeigen.

»Das mache ich gern.«

Gedankenversunken ging Suko zurück zu seinem BMW. Viel hatte er

nicht erfahren, doch seine Gedanken wollten von einem Punkt nicht weichen. Julien de Lacre war seiner Ansicht nach der Schlüssel zum Geheimnis, das ganze Generationen mit dem Begriff Avalon umschrieben hatten. Nicht grundlos hatte man ihn als den Schattenreiter bezeichnet. Weshalb? War es ihm vielleicht gelungen, den Weg nach Avalon zu finden? Hatte er dort das Geschlecht der de Lacres weitergeführt? Von John Sinclair wußte Suko, daß Melusine de Lacre unbedingt nach Avalon mußte, um ihr Augenlicht wiederzubekommen. Für sie war die Insel wohl zu einer Heimat geworden.

Und als Heimat konnte man nur den Ort bezeichnen, wo man entweder geboren war oder sehr lange gelebt hatte.

Der Inspektor lächelte und rechnete damit, daß ihm noch einiges an Überraschungen bevorstand…

***

Melusine de Lacre war eingetaucht und erlebte eine Welt, die sie nie gesehen hatte und trotzdem kannte, denn ihre Träume waren stets sehr intensiv gewesen.

Sie schwebte, sie reiste, sie glitt, und sie kam sich vor, als würde sie von sanften Schwingen ihrem eigentlichen Ziel entgegengetragen. Aber wo lag es?

Wahrscheinlich dort, wo sie das Licht geheimnisvoll schimmern sah. Weit vor sich, ohne dabei in der Lage zu sein, eine Distanz angeben zu können.

Aber sie war glücklich. Allein, daß sie die Helligkeit des Lichts erkennen konnte, zeigte ihr in etwa das Ende ihrer Blindheit an, und dies hatte sie gewollt.

Der geheimnisvolle Dunkle Gral war der Schlüssel gewesen. Nur durch ihn war ihr diese Reise gelungen, an deren Ende ein Ziel stand, das irgendwas zwischen den Zeiten, zwischen Tag und Traum lag und dem ihre gesamte Sehnsucht gehörte.

Sie schwebte weiter, und sie lauschte ihrem eigenen Atem nach, der über die Lippen floß.

Das Licht blieb, aber wo befand sich der Gral?

Melusine war in ihn hineingetaucht wie in eine Röhre. Der Gral hatte sie verschlungen, auf die Reise geschickt und war selbst verschwunden. Möglicherweise zwischen den Zeiten verschollen. Sie brauchte ihn nicht mehr, denn sie befand sich auf dem richtigen Weg. Am Ende würde sie die Insel im Nebel erreichen, die Insel der Äpfel, wie die abgeleitete Übersetzung aus dem Keltischen hieß.

Avalon – ein Eiland, das von Geheimnissen und Rätseln umgeben war, das in alten Balladen besungen wurde, das die Sehnsucht der Menschen schon im Mittelalter hatte erwecken können, aber es war

wohl kaum einem Menschen gelungen, auf die Insel zu gelangen.

War sie die erste?

Melusine lächelte glücklich. Wenn sie ihren Fuß auf die Insel setzte, würde alles wieder gut werden, das wußte sie genau. Nur auf Avalon konnte sie ihrem Glück nachgehen, und vielleicht würde es ihr gelingen, in die normale Welt zurückzukehren, um dort ein Leben mit einem großen inneren Wissen zu führen.

Ihr war auch bewußt, daß sie etwas zurückgelassen hatte. Ein im Prinzip schlimmes Erbe, denn der Besitzer des Grals hatte unter dem Verlust stark zu leiden, weil die Kraft, die Melusine benötigte, ihm genommen wurde. Das war ein magisches Gesetz, das auch sie nicht durchbrechen konnte. Es tat ihr leid um John Sinclair. Sie hatte ihn zwar nie sehen können, er war ihr dennoch sympathisch gewesen, denn im Laufe der Zeit hatte sie gelernt, die Menschen nach ihrer Ausstrahlung zu beurteilen, und John Sinclair besaß eine positive Aura.

Wenn es das weitere Leben erlaubte, wollte sie sich bei diesem Menschen für alles entschuldigen. Zuvor jedoch waren die Insel, die alte und die neue Heimat wichtig.

Die unsichtbaren Kräfte brachten sie weiter. Hatte Melusine trotz ihrer Blindheit bisher nur einen kleinen Lichtausschnitt sehen können, so änderte sich dies nun, denn der Ausschnitt nahm an Höhe und Breite um einiges zu.

Es klarte vor ihren Augen auf. Er war zu einer konkreten Hoffnung geworden, die sie immer stärker anzog. Bald würde sie das Licht erreicht haben und…

Sie tauchte hinein.

Es war auf einmal soweit. Sie hätte schreien können vor Glück, spannte ihren Körper und schaffte es, sich in eine senkrechte Haltung zu bringen.

Den Kopf hatte sie in den Nacken gelegt. Ihr Mund war wie zum Schrei geöffnet, dabei wollte sie nur die herrlich laue Luft einatmen, die sie umgab.

Und wehte nicht auch der süße Blütenduft zu ihr heran? War er nicht wie ein Bote, der sie lockte?

Sie fiel zusammen. Wie eine Ballettänzerin sank sie auf die weiche Unterlage, die auch durch ihre Finger rieselte und sie dabei feststellte, daß es sich um Sand handelte.

Ein sehr feiner Sand, wie sie ihn auf der normalen Erde noch nie erlebt hatte.

Weit hatte Melusine die Augen geöffnet, weil sie den Himmel sehen wollte, aber die Umrisse waren für sie nicht zu erkennen. Eine Hoffnung zerbrach, denn so leicht wurde sie ihre Blindheit nicht los, obwohl sie die Nähe der Insel spürte. Avalon war nicht mehr weit

entfernt. Zum Greifen nahe lag es vor ihr. Eigentlich brauchte sie nur mehr die Hand auszustrecken…

Melu stand auf.

Nicht freiwillig, denn sie hörte plötzlich eine Stimme in ihrem Kopf klingen, die ihr den Befehl gegeben hatte.

Im Sand blieb sie stehen, drehte sich dabei und hörte die Stimme abermals. »Du bist fast schon an der Insel. Den letzten Rest mußt du rudern. Geh los und steig in den Nachen, der dich zu deinem Ziel bringen wird, Melusine.«

»Wo, wo ist er? Ich, ich kann nichts sehen.«

»Keine Sorge, meine Liebe, du wirst ihn finden. Verlasse dich nur auf mich.«

Das tat sie auch. Die Stimme des Unbekannten hatte ihr von Beginn an Vertrauen eingeflößt. Sie wußte plötzlich, daß sie sich auf diesen Menschen oder auch Geist verlassen konnte. Wenn er sie leitete, wurde ihr kein Leid geschehen.

Dennoch wollte sie ihre ursprüngliche Neugierde befriedigen und erkundigte sich nach dem Namen des Führers.

»Du wirst mich sehen, keine Sorge. Ich habe auf dich gewartet, du sollst das Geheimnis erkennen.«

»Ja, darauf freue ich mich…«

Plötzlich wußte Melusine de Lacre genau, wohin sie sich zu wenden hatte. Sie kam sich vor wie in ihrem eigenen Haus, sie kannte alles, obgleich sie es nie zuvor gesehen hatte.

Eine ungewöhnliche Vertrautheit vermittelte ihr dieses geheimnisvolle Land, und sie konzentrierte sich auch auf die sie umgebenden Geräusche. Es waren bekannte Laute, denn das leise Rauschen hatte sie oft genug gehört, wenn sie in den warmen Sommernächten vor dem Haus saß und dem Anrollen der Wellen zuhörte, die auf dem Sand am Strand ausliefen. Hier jedoch rollten sie leiser und sanfter heran. Bestimmt wurden sie nicht von aus dem Wasser ragenden Felsen gebrochen. Sie hatten den nötigen Platz, um sich ausrollen zu können.

Melu ging nach rechts. Es gab kein Hindernis, gegen das sie stieß.

Ihre Schritte schleiften durch den weichen Sand. Manchmal fuhr von der Wasserseite her, die links von ihr lag, ein Windstoß gegen ihr Gesicht und zerwühlte auch ihr Haar mit seinen unsichtbaren Fingern.

Das Mädchen konnte sich vorstellen, wie blau das Wasser hier schimmerte. Die Farbe gehörte ihrer Meinung nach einfach in diese geheimnisvolle Gegend, in der es so friedlich war und sie nicht den Hauch einer Gefahr spürte.

Der Unbekannte leitete sie weiter, jetzt in eine andere Richtung.

Sie schritten auf das Ufer zu, das hörte sie deutlich am lauter gewordenen Geräusch der auflaufenden Wellen.

Dann mußte sie stehenbleiben.
»Spürst du es, Melusine? Spürst du schon die geheimnisvolle Botschaft, die von der Insel weht und dich willkommen heißt?«
»Ja, ich freue mich.«
»Avalon ist eine Insel der Freude. Viele haben versucht, den Weg zu finden, nur wenigen ist es gelungen. Du hattest den Gral, er hat dir den rechten Weg gewiesen.«
»Wo ist er jetzt?«
»Gut behütet.«
Sie fragte nicht mehr weiter, weil sie ihn nicht brauchte. Er hatte seine Pflicht und Schuldigkeit getan, für sie war es wichtig, auf das Eiland zu gelangen, wo sie endgültig ihr Augenlicht zurückgewinnen würde.
Sie brauchte nicht mehr weit zu laufen, um das Ziel zu erreichen.
Mit dem rechten Knie stieß sie gegen einen Widerstand, bückte sich und erfuhr durch Tasten, daß es sich um das gewisse Boot handelte, von dem ihr geheimnisvoller Führer gesprochen hatte.
Nicht weit entfernt rauschten die Wellen heran. Mit leisen, schmatzenden Geräuschen liefen sie aus. Sehr weit brauchte sie das Boot nicht zu schieben.
Ein Ruder hatte sie ebenfalls entdeckt. Es war eine lange Stange, die eigentlich mehr für einen Nachen geschaffen war.
Wieder meldete sich ihr Führer. »Schiebe das Boot in die Wellen. Das Wasser ist glasklar und ruhig. Du wirst es ohne Schwierigkeiten durchfahren können, und du wirst auf dem Weg zum Ziel eine Offenbarung erleben, wie sie nur wenigen Menschen vor dir zuteil geworden ist.«
»Ja, ich vertraue dir.«
Noch eine Frage bedrückte sie. Melu mußte sie stellen. »Wann kann ich wieder sehen?«
»Bald, sehr bald schon. Du mußt nur fest daran glauben, meine Liebe. Denn der Glaube kann Berge versetzen. In deinem Fall gibt er dir das Licht zurück.«
»Es ist mein größter Wunsch.«
»Ich weiß, aber ich warne dich. Du wirst Dinge sehen, die du nicht unbedingt auf deine Welt übertragen kannst. Hier ist vieles anders, Melu, denke daran.«
»Das weiß ich.«
Als keine Bemerkung mehr folgte, machte sich die junge Frau an die Arbeit und schob das Boot den Wellen entgegen. Sie lauschte dem Geräusch nach, das entstand, als der Kiel über den feinkörnigen Sand kratzte. Es war für sie so etwas wie eine Begleitmusik, die nicht lange anhielt, denn sehr bald leckten die ersten, auslaufenden Wellen um ihre Füße. Melusine spürte deutlich die Wärme des Wassers. Es war

sehr angenehm temperiert, als wurde das gesamte Jahr die Sonne gleichmäßig schienen und für diese Wärme sorgen.

Plötzlich hatte sie es noch eiliger. Sie mußte noch einmal Kraft einsetzen, um das Boot so weit vorzubekommen, daß es vom Wasser erfaßt werden und schwimmen konnte.

Die rücklaufenden Wellen zogen es vom Strand weg. Melu hatte sich gebückt und eine Hand auf den Bootsrand gelegt. Daher spürte sie diesen Sog und beeilte sich damit, in das Boot zu klettern. Beinahe wäre sie gestürzt, weil sich ihr rechter Fuß am Rand des Bootes verhakte. Dann hatte sie es geschafft.

Sie hatte schon durch ihr vorheriges Tasten festgestellt, daß es kein normaler Kahn war, wie sie ihn kannte. Dieses Boot glich mehr einem Nachen, es war schwerfälliger.

In ihrer alten Heimat hatte Melusine Furcht gehabt, allein und als Blinde mit einem Boot auf das Meer hinauszufahren. Hier allerdings besaß sie das entsprechende Vertrauen, nur mit der Technik klappte es nicht so ganz, denn noch traute sie sich nicht, sich aus der knienden Haltung in die Höhe zu stemmen, denn sie mußte stehen, wenn sie das Boot mit der langen Ruderstange bewegen wollte.

Die kurzen, schaukelnden Wellen brachten sie etwas aus dem Gleichgewicht. An den Rändern klammerte sie sich fest. Die Stange rollte dabei gegen ihre Füße, und sie bückte sich, um sie anzuheben.

Mit einem Ruck stellte sie sich hin, die Beine so breit wie möglich haltend, um eine gewisse Standfestigkeit zu sichern.

Mit beiden Händen hielt sie die lange Ruderstange umklammert.

Ihr Blick war nach vorn gerichtet. Melusine suchte das Licht, das sie schon einmal gesehen hatte, aber diesmal blieb die Dunkelheit, mit der sie so schrecklich lange hatte leben müssen.

Furcht überkam sie dennoch. Das Boot schwankte auf den Wellen.

Melu hatte Mühe mit dem Gleichgewicht, doch da waren plötzlich zwei Stimmen, die sie beruhigten.

»Du wirst es schaffen, Kleine. Du wirst es schaffen. Du bist eine de Lacre, das darfst du nie vergessen. Die Insel Avalon wird wieder deine Heimat werden.«

Kaum hatte Melusine die Stimmen gehört, da erstarrte sie mitten in der Bewegung.

»Mutter, Vater?« fragte sie.

»Ja, wir sind es.«

»Wo?« schrie sie und war aufgeregt. Schauer rannen über ihren Körper. »Wo seid ihr?«

»Wir sind keine Körper mehr, Melu, aber unsere Geister befruchten die herrliche Insel.«

»Kann ich euch später sehen?«

»Rudere und habe Vertrauen, Kind. Rudere den Gestaden des Glücks

entgegen, wo man es schafft, den Schrecken des Todes zu überwinden. Avalon ist wunderbar…«

»Ja, ja, das glaube ich…«

Verflogen war ihre Angst. Melusine konzentrierte sich nur noch auf ihre fühl- und spürbare Umgebung. Sie packte die lange Ruderstange noch fester, schwang sie über den rechten Bordrand und tauchte sie hinein in das für sie leider nicht sichtbare kristallklare Wasser.

Dann ruderte sie, als hätte sie nie zuvor etwas anderes in ihrem Leben getan.

Zu beiden Seiten des Bootes tauchte Melu die Ruderstange ein, zog kräftig durch und schaffte es auf diese Art und Weise, die heftigen Uferwellen zu überwinden.

Sie spürte genau, daß sie auf das offene Meer zuruderte. Da war der Wind, der warm über ihr Gesicht strich und die langen Haare nach hinten wehte. Da war der Geruch, da erlebte sie die Frische, und sie fühlte sich ungemein wohl. Es war so ähnlich wie an klaren und warmen Frühlingstagen an der Südküste Englands. Aufgrund dieser Vertrautheit verlor sie auch die letzte Furcht vor den Wellen, dem Wasser und dem Kommenden. Zudem half ihr eine günstige Strömung dabei, das Ziel schneller zu erreichen als vorgesehen.

Das Klatschen der Wellen beruhigte sie. In einer ewigen Gleichmäßigkeit rollten sie heran, spielten mit dem Boot und sonderten einen sehr klaren Geruch ab.

All das saugte sie auf wie ein trockener Schwamm das Wasser. Immer mehr breitete sich in Melusine de Lacre das Gefühl aus, wieder nach Hause zu kommen.

Avalon…

Zuerst dachte sie den Begriff nur, dann flüsterte sie ihn mehrere Male hintereinander und legte dabei den Kopf schief, als würde sie eine Antwort erwarten.

Die Strömung trieb Melu weiter. Rechts und links tauchte sie die Ruderstange ein. Den Blick ihrer ungewöhnlichen Augen hielt sie nach vorn gerichtet, ohne allerdings etwas erkennen zu können.

Das änderte sich.

Nicht schlagartig, eher langsam, damit Melu es noch genießen konnte.

Zunächst sah sie nur einen Streifen. Er erschien in einem hellen Grau und legte sich waagerecht vor ihr Blickfeld. Ihre Lippen zuckten, denn sie wußte mit einemmal, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis sich ihr Schicksal änderte.

Aus den Tiefen einer absoluten Finsternis erschien allmählich das Licht, das Augenlicht…

Melusine de Lacre hätte ihre Freude nicht beschreiben können, wenn sie jemand danach gefragt hätte. Es kam ihr vor wie ein innerer

Sturm, der alles hinwegblies, was sich ihr bisher in den Weg gestellt hatte. Ein Orkan schon, ein Wahnsinn, ein Erlebnis, das für sie nicht nachvollziehbar war, sie es aber mit einer urwüchsigen Freude und auch Erlösung hinnahm.

Der Himmel erhellte sich. Er schickte ihr optische Grüße. In ihrem Gehirn vernahm sie eine ungewöhnliche Musik. Da war ein helles Singen und Klingen, Freude, jubilierend und jauchzend, als würden Engel einen Choral anstimmen.

Melusine de Lacre wußte jetzt, daß die geheimnisvolle Insel sie als Gast erwartet hatte und sich ihr zeigte. Sie sollte sie endlich sehen können, für alle Zeiten wieder das Licht der Augen erringen und das Leben genießen können. Nicht mehr umherwandern in der tiefsten Finsternis, sondern frei sein für die optischen Genüsse, auf die sie so unendlich lange hatte verzichten müssen.

Es war einfach wunderbar. Aus dem Alptraum war der wahrgewordene Traum geboren.

Sah so die Welt aus?

Melu vergaß, die Stange in das Wasser zu stechen, sie stand da und schaute nach vorn. Nur immer dorthin, wo die Insel liegen mußte und sie Wolken sah, die sich dort bewegten.

Das mußte Nebel sein!

Rötlichgraue Wolkenberge, die den Strand der Insel noch verdeckten, denn er schimmerte als schwaches Band innerhalb der Wolken oder im Hintergrund durch.

Es fiel ihr nicht leicht, den Blick zu verändern und gegen den Himmel zu schauen. Sie mußte ihn einfach sehen, denn bisher kannte sie ihn nur aus Beschreibungen.

Melusine war nicht enttäuscht. Sie empfand den Himmel einfach als gewaltig. Ein feststehendes blaues Meer, das wie gemalt über ihrem Kopf lag, unendlich und unbegrenzt in seiner Weite. Keine Wolke störte das Blau des Firmaments. Die Beschreibungen waren nicht übertrieben. Ein Himmel konnte etwas Wunderbares sein.

Melu hatte genug gesehen. Sie senkte den Kopf und konnte es noch immer nicht fassen, das Augenlicht zurückbekommen zu haben. Sie schaute wieder gegen die geheimnisvolle Wand. Gleichzeitig erinnerte sie sich daran, daß Avalon die Nebelinsel genannt wurde. Sie hatte zu Recht diesen Namen bekommen, den die rötlichgrauen Wolken lagen um das Eiland herum wie ein dichter Schleier.

Der plötzlich aufriß!

So heftig und unerwartet, daß Melu einen Schrei der Angst nicht unterdrücken konnte. Sie fing an zu zittern. Die Ruderstange wäre ihr fast aus den Händen gerutscht, instinktiv griff sie nach und hielt sie fest wie einen letzten Rettungsanker.

Melusine de Lacre war keiner Täuschung erlegen. Die Nebelwand

hatte sich tatsächlich geteilt und war so gespalten, daß ein gewaltiges V entstehen konnte.

Oben breit – unten spitz!

So war eine gewaltige Lücke gerissen worden. In sie schaute Melu hinein.

Das Mädchen sah die Insel!

»Avalon!« keuchte sie. Ein Leuchten überflog ihr Gesicht, das einen Moment später von einem düsteren Schatten des Schreckens gezeichnet wurde, denn aus dem Spalt löste sich eine unheimliche und gewaltige Gestalt.

Ein Reiter, ein Monstrum, ein mehlweißes Knochengestell, das auf einem ebenfalls mehlweiß schimmernden Pferd saß. Turmhoch ragte die Gestalt in die Bläue des Himmels hinein und füllte die V-formige Spalte beinahe aus.

Melu kam sich so unendlich klein vor. Sie hatte immer damit gerechnet, nur Gutes auf der Insel zu sehen, jetzt saß die Enttäuschung tief wie ein Stachel.

Der Reiter riß sein helles Pferd auf die Hinterhand. Er schoß vor ihr in die Höhe. Obwohl er ziemlich weit entfernt war hatte sie das Gefühl, ihn anfassen zu können.

Ein bleiches Gesicht. Ob mit Haut oder ohne, das war nicht zu erkennen. Melu raffte ihren ganzen Mut zusammen. »Wer bist du?« schrie sie dem Reiter entgegen.

»Ich bin Julien de Lacre, der Schattenreiter, der Wanderer, der düstere Wächter. Ich bin dein Ahnherr, Melusine.«

***

Die junge Frau war wie vor den Kopf geschlagen. Sie stand auf dem Fleck und glich nur das Schaukeln der Wellen aus. Auf einmal wünschte sie sich, wieder blind zu sein, weil die Gestalt eben so schrecklich war.

Sie war der personifizierte Schrecken, das Grauen an sich, und sie gehörte zu ihrem Stammbaum. Er war möglicherweise der Gründer, mit ihm hatte das Geschlecht der de Lacres begonnen.

Das konnte sie nicht fassen, es wollte einfach nicht in ihren Kopf, und sie kam sich vor, als hatte sie jemand in ein Gefäß mit Eis gesteckt. Melu fror trotz der Wärme. Die Kälte kroch von unten her in ihre Beine und weiter hoch. Sie umkrallte das Herz mit eisigen Fingern und erschwerte ihr das Atmen und nur röchelnde Laute drangen aus ihrem Mund.

Der Reiter tat nichts. Er kam Melu auch nicht vor wie eine lebendige Person. Aufrecht erinnerte er an ein Standbild das aus einem Schatten geschaffen worden war. Julien de Lacre hatte sich etwas zur Seite gebeugt, damit der sie genau ansehen konnte, und sein Blick besaß

etwas Gnadenloses wie sie meinte. Auch an die Stimme konnte sich die junge Frau erinnern. Es war die gleiche gewesen, die ihr den Weg gewiesen und ihr ein so großes Vertrauen eingeflößt hatte.

Doch nun war das Vertrauen erschüttert. Sie konnte sich einfach nicht mehr konzentrieren und brachte gleichzeitig nicht den Mut auf, wieder zurückzurudern.

So blieb sie in ihrem Boot stehen, das auf den Wellen dümpelte.

Avalon, die Nebelinsel, war vergessen, für Melu gab es nur ihren unheimlichen Ahnherrn, der längst hatte tot sein müssen.

Melu wunderte sich selbst darüber, woher sie den Mut nahm, eine Frage zu stellen. »Bist du tot?« rief sie ihm so laut wie möglich entgegen. »Bist du gestorben?«

Er ließ sich Zeit mit der Antwort. Zuvor lachte er. Dann dröhnte ihr seine Stimme entgegen. »Du hast dich nie mit der Insel beschäftigt. Man stirbt nicht in Avalon, meine Liebe. Sie wird oft die Insel des Todes genannt, das ist nicht wahr, denn wer sie einmal betreten hat, der bekommt die Unsterblichkeit. Das solltest du als eine de Lacre wissen. Deine Eltern jedenfalls haben es gewußt und auch alle de Lacres davor, denn ich habe vor mehr als siebenhundert Jahren den Anfang gemacht und den Weg zur Insel gefunden.«

»Warst du der erste?«

»Nein, es gab noch andere Menschen, die nur mehr in den Sagen vorkommen, deren Verschwinden man nicht nachvollziehen wollte oder konnte. Sie alle kennen die Insel der Lebende, nicht der Toten, wie sie irrtümlich genannt wird.«

»Wie konntest du?«

Da lachte er »Es war nicht einmal so schwer. Damals konnte man die Wege leichter finden, denn zu meiner Zeit waren viele Völker auf der Suche. Kreuzritter, Templer, Katharer, sie alle suchten nach der Heiligen Quelle, die alle wollten den Gral in seinen Besitz bringen, doch die Schale, die das Blut Christi auffing, hat bisher noch niemand gefunden.«

Heftig widersprach Melu, die es geschafft hatte, ihre Angst abzustreifen. »Doch, ich habe ihn gefunden. Ich bin in den Gral hineingetaucht. Er zeigte mir den Weg hierher.«

»Hör genau zu, Melusine. Es ist der Dunkle Gral und nicht der Heilige Gral. Da gibt es schon Unterschiede.«

»Dann, dann weißt du auch nicht, wo sich der Heilige Gral versteckt hält?«

»Nein.«

»Und der Dunkle Gral, den ich gesucht und auch gefunden habe? Ich vermisse ihn.«

»Er hat den Weg bereits gefunden.«

Melu begriff sehr schnell. »Soll das heißen, daß er sich auf der Insel

befindet?«
»Ja.«
Sie war beglückt. Sie hatte große Furcht davor gehabt, den Gral zu zerstören, und sie sah nun keinen Grund, ihrem Ahnherrn nicht zu glauben. »Wenn der Gral sich auf der Insel befindet und ich durch sie und ihn mein Augenlicht zurückbekommen habe, dann darf ich Avalon doch wohl einen Besuch abstatten?«
»Sie steht dir offen, Melusine. Sie steht jeder de Lacre offen, weil ich den Weg fand.«
»Danke.« Melu brannten noch zahlreiche Fragen auf der Zunge, aber sie stellte nur eine »Sag mir, was du für eine Aufgabe wahrgenommen hast? Bitte…«
Julien de Lacre ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Er überlegte sich jedes Wort »Ich bin der Hüter, der Aufpasser der Insel, die Person, die dafür sorgt, daß nur bestimmte Menschen die Insel betreten dürfen. Die de Lacres gehören dazu.«
Melu nickte einige Male »Und wenn andere auf die Insel kommen wollen? Was machst du dann?«
»Dann werde ich zuschlagen. Unwürdige haben kein Recht, einen Fuß auf die Insel zu setzen. Die dürfen Avalon nicht einmal sehen. Muß ich noch mehr erklären?«
Melu schüttelte den Kopf. »Ich habe verstanden.« flüsterte sie gegen den Wind, »ja, ich habe verstanden.«
»Du aber kannst fahren, du bist eine Person, die dazu gehört. Du darfst dich auf der Insel bewegen, und ich wünsche dir viel Glück, meine Teure. Wir werden uns sehen, das verspreche ich dir.«
»Wo willst du hin?« fragte sie schnell, als sie sah, daß der Schattenkrieger in die Höhe stieg.
»Ich habe einen weiten Weg vor mir. Ich bin der Wächter, ich gebe acht. Betritt die Insel, meine Liebe, und dich werden die Arme des Paradieses umschlingen.«
Es waren seine letzten Worte, denn ein gewaltiger Windschwall brauste auf und trieb Pferd und Reiter davon.
Melu wischte über ihre Stirn. Sie bewegte Arm und Hand zeitlupenhaft, als wäre sie dabei, darüber nachzudenken, ob sie nur geträumt oder dies alles tatsächlich erlebt hatte.
Nein, es war kein Traum gewesen. Sie konnte sehen! Das Augenlicht war ihr zurückgegeben worden! Sie sah das Licht, den Himmel, das Wasser und die Insel.
Noch immer umgab sie der Nebelring. Melu fürchtete sich nicht davor. Sie ging davon aus, daß der Nebel ihr, einer de Lacre, eine Lücke schaffen würde, um sie auf das Eiland zu lassen.
»Avalon erwartet mich«, sprach sie sich selbst Mut zu und tauchte die Stange wieder ins Wasser.

So ruderte sie weiter dem Ufer entgegen. Einem geheimnisvollen Gestade, von dem sie bisher nur gehört oder höchstens geträumt hatte. In ihr war stets eine Hoffnung gewesen, irgendwann einmal den Weg auf die Insel finden zu können.

Glasklar schimmerte neben ihr das Wasser. Es war so wunderbar für sie, das Meer zu sehen. Bisher hatte sie es nur hören können. Mal sanft, dann wieder brüllend und donnernd, als hätten Hunderte von Raubtieren ihren Käfig verlassen.

Es war alles so herrlich, so einfach, wenn man die richtige Chance ergriff.

Fische entdeckte sie keine, wenn sie über die Bordwände schaute.

Dafür sah sie die dunklen Flecken, die sich auf dem Grund des Meeres ausgebreitet hatten.

Felsen, die vom sandigen Boden hochwuchsen und durch die Brechung des Wassers verzerrt wirkten.

Melu hatte sich die Entfernung kürzer vorgestellt. Aber die Strömung ließ sie auch jetzt nicht im Stich. Wie unterstützende Arme brachte sie das Boot und die junge Frau in Richtung Avalon, wo Melu die alte Heimat finden sollte.

Sie konnte erkennen, daß das Wasser allmählich flacher wurde.

Zum Greifen nahe erschien ihr der Meeresboden. Wellen überrollten sich und schäumten.

Schon bald berührte die Ruderstange den Grund. Sie sank ein in den weichen Sand, der beim heftigen Herausziehen des Gegenstandes zu Wolken aufquoll.

Dann wehte ihr der Nebel entgegen. Nicht kalt und klamm wie in ihrer Welt, er war warm wie das Wasser und gab Melu das Gefühl einer nie erlebten Geborgenheit.

Die Wellen rollten an das Ufer heran, als könnten sie es nicht erwarten, daß der neue Gast endlich die Insel betrat. Unter dem Kiel knirschte bereits der feine Ufersand. Ein letzter Schub, dann noch einer, das Boot lief auf.

Geschafft! dachte Melu, und diesmal glänzten ihre Augen. Sie hatten sich völlig verändert. Die Pupillen leuchteten in einem dunklen Blau. Tief im Hintergrund tanzten Reflexe wie sich heftig bewegende Sterne.

Melu stieg aus dem Boot und setzte zum erstenmal einen Fuß auf die Nebelinsel.

Sie öffnete sich vor ihren Blicken, hieß sie willkommen, und Melu kam es vor, als wollte das Eiland sie umarmen.

Sie fiel auf die Knie, berührte mit der Stirn den Boden, als sie sich vorbeugte und flüsterte: »Ich bin da… ich bin zurückgekehrt in meine Heimat.«

Was sie als Erbe in der alten Welt hinterlassen hatte, daran verschwendete sie keinen Gedanken, und erst recht nicht an ihren

unfreiwilligen Helfer, John Sinclair…

***

Ich schrie!

Nein, ich schrie nicht. Ich hatte einfach nur das Gefühl zu schreien oder schreien zu müssen, obwohl aus meinem Mund nur mehr ein Krächzen drang.

Statt dessen starrte ich in den Spiegel, wo ich ein Gesicht sah, das mir schlimmer vorkam als die ärgste Monsterfratze.

Um wie viele Jahre konnte ich gealtert sein? Um zwanzig, nein, das waren mehr. Mindestens dreißig Jahre, denn mein Gesicht sah schlimm aus, wie ich mich fühlte.

Der oft benutzte und abgestandene Begriff einer verlorenen Jugend kam mir in den Sinn. Nein, jugendlich war ich nicht mehr gewesen, aber im Vergleich zu dem, was mir aus dem Spiegel entgegenschaute, hätte ich mich so bezeichnen können.

Über einer schlaff gewordenen, fast welken Gesichtshaut wuchs das eisgraue Haar wie ein drahtiger Wirrwarr. Ich betrachtete meine Augen und sah sie ohne Energie. Ein müdes Paar starrte mir entgegen, so daß ich Angst vor mir selbst bekam.

Ich dachte daran, mit welchen Bewegungen ich durch die Wohnung gelaufen war. So kraft- und lustlos. Jetzt wußte ich die Erklärung. Ich war nicht nur im Gesicht gealtert, sondern auch körperlich ein alter Mann geworden.

Jahrzehnte waren innerhalb eines Sekundenbruchteils verflossen.

Nicht erklärbar oder nur dann, wenn man diese Tatsache mit Magie in einen Zusammenhang brachte.

Und noch eine Enttäuschung traf mich mit vernichtender Wucht.

Ich war nicht durch einen magischen Bannspruch gealtert, sondern durch die Aktivierung eines Gegenstandes, der mir gehörte, um den ich gekämpft hatte und der sich seit einiger Zeit in meinem Besitz befand. Der Dunkle Gral hatte mich derart enttäuscht, daß mir für eine Erklärung einfach die Worte fehlten.

Für mich war er zu einem Hoffnungsträger geworden, aber das lag zurück. Ich wußte auch nicht, ob es sich je wieder ändern würde, denn der Gral war verschwunden.

Melusine de Lacre hatte ihn mitgenommen – oder er sie. Da war ich mir nicht sicher.

Der Name brannte sich als zweiter Begriff in meinem Hirn fest.

Mein Gott, ich hatte der jungen Frau vertraut. Ich hatte sie aus ihrem Haus in meine Wohnung mitgenommen und somit wohl den größten Fehler meines Lebens begangen. Auszubügeln war da nichts mehr, jedenfalls würde ich als alter Mensch dazu nicht in der Lage sein.

Als alter Mann!

Erst jetzt kam ich dazu, über diesen Vergleich nachzudenken.

Mich durchfuhr der Schreck wie eine heiße Messerklinge, deren Spitze sich in mein Herz bohrte.

Ein alter Mann!

Nicht mehr gegen die Mächte der Finsternis kämpfen. Der lächerliche Vergleich mit »in Rente gehen« fiel mir ein. Aber nicht für mich, denn ich war ein Mensch, dem die andere Seite einen Ruhestand nicht zugestehen würde.

Ich hatte sie zu lange bekämpft, und jeder wartete nur darauf, mich wehrlos zu sehen.

Angefangen über die Kräfte der Hölle, mit Asmodis an der Spitze, dann weiter über die Baphomet-Templer bis hin zu Will Mallmann, der sich Dracula II nannte und dabei war, ein weltumspannendes Vampirreich aufzubauen. Für sie alle würde ich eine leichtere Beute sein.

Beinahe lächerlich kam mir mein Kreuz vor, das mich nicht beschützt hatte.

Meine Lippen zuckten. Auch sie waren welker geworden. Ich fiel nach vorn, weil ich den Eindruck hatte, die Beine wurden unter mir nachgeben. Am Waschbecken stützte ich mich ab. Plötzlich drehte sich alles vor meinen Augen, der Schmerz blieb, mir wurde übel, doch ich konnte nicht dagegen ankämpfen.

Dafür schaffte ich es, mich umzudrehen. Mein Blick fiel auf eine Flasche Rasierwasser, die mir Jane Collins vor kurzem geschenkt hatte. Ich machte den Arm lang, umfaßte die Flasche mit der rechten Hand, drehte mich, holte aus und stieß einen irren Schrei der Wut und Enttäuschung aus, als ich die Flasche gegen den Spiegel schleuderte.

Der Schrei echote noch nach, als der verdammte Spiegel in unzählige Teile zersplitterte und mein Gesicht förmlich zerfetzt wurde. Ich empfand es als Glück, von keinem der nadelscharfen Splitter getroffen zu werden, ging keuchend einen Schritt zurück und wäre fast in die Wanne gefallen. Mit ausgestreckten Armen stützte ich mich an der Wanne ab, hielt mich noch auf den zitternden Beinen, die vor Angst und Schwäche unter mir nachgaben.

Ich mußte mich einfach setzen, fiel auf den Wannenrand und blieb dort hocken.

Sehr langsam bewegte ich den Kopf nach vorn. Die Hände kamen ihm entgegen. Ich umfaßte meine Wangen. Die Haut war längst nicht mehr so fest wie noch vor einem Tag oder einer Stunde. Sie fühlte sich weich an, man konnte sie kneten.

Dann überkam es mich.

All die Trauer, der Schmerz, das Elend, sie wallten in mir hoch und trieben mir die Tränen der Verzweiflung und der Furcht in die Augen. Ich war ein geknickter Mensch, eine Person ohne Zukunft, dem

Alterstod näher als dem Leben.
Furchtbar.
Die Angst ließ mich zittern. All das, auf das ich in meinem Leben vertraut hatte, war für mich verloren. Der Dunkle Gral hatte sich als einen gefährlichen Bumerang erwiesen. Hätte ich jetzt die Chance gehabt, mein Leben neu anzufangen, verdammt, ich hätte sie genutzt und wäre von Beginn an Aussteiger geworden. Weg auf eine einsame Insel, dort hocken, keinen hören und sehen.
Keinen sehen?
Mein Gehirn funktionierte noch. Siedendheiß fielen mir meine Freunde ein.
Suko, die Conollys, Jane Collins, die Horror-Oma Sarah Goldwyn, Glenda Perkins, Sir James, um nur einige zu nennen. Aber auch der Eiserne Engel und Myxin gehörten dazu.
Keiner von ihnen hatte sich in der Stunde meiner größten Niederlage bei mir eingefunden, um mir zu helfen.
Aber konnte ich ihnen einen Vorwurf machen? Nein, sie waren mit anderen Aufgaben beschäftigt gewesen. Ich durfte mich einfach nicht beschweren, es war gekommen, wie es hatte kommen müssen.
Irgendwo hat jeder Mensch sein ganz persönliches Schicksal, in das kein anderer hineinreden kann. Nicht der beste Freund, die Ehefrau oder der Ehemann.
Da mußte man allein durch, auch ich.
Noch immer hockte ich auf dem Rand der Wanne, den Oberkörper vorgebeugt, den Rücken leicht gekrümmt. Ich starrte ins Leere, meine Augen brannten, die Wangen waren tränennaß. Irgendwann stand ich auf. Wieviel Zeit vergangen war, wußte ich nicht. Jedenfalls fand ich mich in meinem Wohnraum wieder, wo alles noch so stand, wie ich es auch als junger Mensch her kannte.
Nur der schmale Schrank mit den beiden Türen stand offen. Dort hatte der Dunkle Gral gestanden, die Verbindung zwischen dem Kelch des Feuers und der geheimnisvollen Kugel der ermordeten Hellseherin Tanith. Erst beide Teile hatten den Dunklen Gral ergeben.
Noch lag der silberne Bumerang in einem der Fächer. Auch eine Waffe, die mir keine Hilfe gebracht hatte. Jeder hatte mich verlassen.
Das Kreuz, die Beretta, der Dolch.
Wieder übermannte mich die Verzweiflung, als ich daran dachte.
Ich preßte die Hand gegen meine Augen, ohne allerdings den Strom der Tränen unterdrücken zu können.
Diesmal allerdings riß ich mich zusammen. Verdammt, ich mußte etwas tun.
Fragte sich nur, was?
Eine Lösung wußte ich nicht. Zudem gestand ich mir ein, daß ich kaum die Kraft besaß, den Gral zurückholen zu können. Zudem wußte

ich nicht, wo er sich befand.

Ich dachte darüber nach und kam zu einem sehr vagen Ergebnis.

Der Gral und die geheimnisvolle Nebelinsel Avalon mußten irgendwo eine Verbindung besitzen. Es konnte durchaus sein, daß ich den Gral, wollte ich ihn zurückhaben, in Avalon suchen mußte.

Gab es die Insel überhaupt?

Viele behaupteten es. In den alten Legenden und Sagen ist sie erwähnt worden. Der keltische Mythos hatte sie aufkommen lassen, und sie war dann von zahlreichen Rittern und Edelleuten übernommen worden. Aber die hatten sich schon in ihrer Zeit fast totgesucht.

Zudem fühlte ich mich körperlich nicht dazu in der Lage, große Strapazen durchzuhalten. Ich hatte mit der Suche angefangen, ohne auch nur den Hauch eines Erfolges zu sehen.

Und sie meinen Freunden überlassen?

Nein, das wollte ich nicht. Ich wollte keinen sehen. Weder Suko, Jane noch Bill.

Nein, niemals. Ich… ich würde verschwinden. Fortgehen aus dieser verdammten Wohnung und mich irgendwo in der Millionenstadt London verstecken.

Ja, das war das einzig richtige!

Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, spürte ich so etwas wie Energie, die zurückkehrte. Zwar nicht die alte Kraft, aber ich hatte ein Ziel, das war immerhin etwas.

Ich ging ins Schlafzimmer. Nein, ich ging nicht, ich schlurfte, wie sich ein alter Mann bewegte, der zudem noch deprimiert ist. Der Raum war mir bekannt, dennoch kam er mir in diesen Minuten fremd vor wie die gesamte Wohnung, in der ich all die Jahre über gelebt hatte. Nein, sie war nicht mehr mein Zuhause.

Als ich mich reckte, um auf den Schrank zu greifen, wäre ich fast nach hinten gekippt, so schlecht ging es mir, so schlapp war ich geworden.

Erst beim zweiten Nachfassen bekam ich den Koffergriff zwischen meine Finger. Der Koffer gehörte zu der leichten Sorte, war aus Kunststoff und flugtauglich.

Ich schleuderte ihn auf das Bett, öffnete zwei Schranktüren und packte wahllos Wäsche ein. Dann schloß ich den Deckel, schleppte den Koffer in den Wohnraum und holte dort noch mein restliches Bargeld, das ich in die hintere Hosentasche steckte.

Wohin ich wollte, konnte ich noch nicht sagen, erst einmal weg, das andere würde sich schon ergeben.

Nahm ich den Wagen mit, fuhr ich ohne? Es war im Prinzip egal.

Ich wollte auch nicht darüber nachdenken. Wenn mir jetzt jemand mein Kreuz gestohlen hätte, ich hätte nichts getan, um den Dieb zu

stoppen. So lethargisch war ich geworden.

Komisch, doch einen gewissen Abschiedsschmerz verspürte ich schon. Sehr unerwartet strömten auf mich die Erinnerungen ein. Ich nahm noch einmal Platz, nicht ohne zuvor aus dem Schrank eine Flasche Whisky und ein Glas geholt zu haben.

Ein Abschiedsdrink auf mein bisheriges Leben. Weg von der Jugend und in die Nähe des Todes.

Es war schon mehr als ein Doppelter, der von der Flasche ins Glas gluckerte. Der Aschenbecher stand in Reichweite. Ich holte die Schachtel mit Zigaretten hervor; dabei fiel mein Blick auf die rechte Hand, und ich erkannte, daß auch meine Haut alt geworden war.

Sie zeigte die braunen Altersflecken, aber das war mir in diesen Augenblicken alles egal. Ich nahm das Glas, setzte es an, leerte es bis zur Hälfte und zündete mir danach die Zigarette an.

Mit der freien Hand fuhr ich durch mein Haar. Drahtig und borstig fühlte es sich an. Aus der Erinnerung an das Spiegelbild wußte ich, daß auch meine Augen ihren alten Glanz verloren hatten und trübe geworden waren. Der Alkohol brannte in der Kehle wie Feuer, der Rauch kratzte im Hals. Ich hustete und drückte die Zigarette aus.

Dann streckte ich die Beine aus, das Glas in der Hand haltend. Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, was mir in Anbetracht der Situation nicht gelang. Ich war einfach fertig, ausgepowert, nervlich und körperlich am Ende.

In kleinen Schlucken leerte ich das Glas und dachte dabei an nichts. Ich saß nur da, trank und merkte kaum, daß ich auch den Rest des Whiskys geschluckt hatte.

Es war tiefe Nacht und die Zeit, wo es noch still in London wurde.

Ich wunderte ich darüber, daß ich von Suko nichts gehört hatte.

Vielleicht forschte er noch nach. Was er auch tun würde, es hatte alles keinen Sinn mehr.

Ich stand auf.

Für einen Moment überkam mich ein gefährlicher Schwindel. Der Alkohol war doch etwas zu viel gewesen. Einige Sekunden blieb ich steif stehen, schielte in den Flur, wo mein Koffer stand, und ging mit schleppenden Schritten hin.

Ich war kaum über die Türschwelle getreten, da schellte es.

Was jetzt?

***

Er stammte aus dem alten Atlantis, besaß einen mächtigen Körper und war trotzdem kein Mensch, denn auf seinem Rücken wuchsen zwei Flügel. Es war der Eiserne Engel.

Nach einem langen Irrweg hatte er endlich eine neue Heimat gefunden und lebte zusammen mit Kara und Myxin bei den *flaming*

stones. Dieser Ort war für ihn ideal, denn er konnte von hier aus stets Ausflüge in die Vergangenheit unternehmen, denn seine alte Heimat, Atlantis, hatte er längst noch nicht vergessen.

Auch der Eiserne brauchte einen gewissen Rhythmus wie schlafen, wachen, wieder schlafen. Er war oft tagelang unterwegs und brauchte danach längere Ruhepausen.

Auch an diesem Tag hatte er lange gelegen und verließ das Blockhaus mit der Gewißheit, daß eigentlich alles in völliger Ordnung war. Den Irrtum erkannte der Eiserne, als er in das Gesicht des kleinen Magiers blickte, der ihm entgegenkam.

»Was ist los, Myxin?«

»Eigentlich nichts.«

Der Eiserne warf ein Blick auf die Steine, die in einem letzten Rot nachglühten. »Wo ist Kara?«

»Nicht hier.«

»Sondern?«

Myxin räusperte sich. Die Haut in seinem Gesicht schien noch grüner geworden zu sein. Er mußte sich recken, um dem Freund eine Hand auf die Schulter legen zu können. »Nimm Platz, dann werde ich es dir sagen, Eiserner.«

»Ja, gut…«

Sie setzten sich vor die Hütte auf die Holzbank. Von diesem Platz konnten die beiden auch die Steine sehen. Myxin schaute dorthin und nickte einige Male. »Sie ist zwischen den Steinen gewesen und hat sie aktiviert, denn sie brauchte ihre Magie.«

»Wofür?«

»Vielleicht kann sie John Sinclair retten.« Myxin hob die Schultern.

»Niemand weiß es jedoch genau.«

Auch der Eiserne begriff nicht. »Sag mir eines, Magier, weshalb sollte sie John retten wollen? Geht es ihm so schlecht?«

»Wir müssen davon ausgehen.«

»Rede doch endlich!«

Und Myxin sprach. Der Eiserne hörte zu. Und die so mächtige Gestalt sank immer mehr zusammen, je weiter Myxin von Dingen berichtete, die furchtbar waren. »Das ist ja… das ist ja kaum glaubhaft.«

»Kara sieht es anders.«

»Hat sie denn eine Chance?« fragte der Eiserne nach einer Weile.

Der kleine Magier hob die Schultern. »Wir können es nur hoffen, mehr nicht.«

Beide schauten zu den Steinen hin, als würden sie von dort eine Antwort bekommen.

Die aber schwiegen, denn sie hatten längst ihre Pflicht getan und die Schöne aus dem Totenreich, dank ihrer und Karas Kräfte, längst in ferne Dimensionen katapultiert.

Kara trieb in einem Meer der Zeit…

Sie bewegte sich zwischen den Dimensionen, wo es ebenfalls Grenzen gab, die aber nicht mit denen zu vergleichen waren, die die Menschen kannten.

Es waren magische Sphären, durch die sie glitt und auf der Suche war nach dem Reich des Spuks.

Ein Reich der Schatten, der absoluten Lichtlosigkeit, eine Welt, die sich aus den Seelen getöteter Dämonen zusammensetzte, immer mehr Zuwachs bekam, aber nicht größer wurde. Insofern bestand durchaus eine Verbindung zum Weltall.

Dort regierte der Spuk, der Herr im Reich der Schatten. Ein Dämon, der Macht besaß, der andere Dämonen leben ließ, solange sie nicht seine Interessen berührten. Wer das versuchte, bekam es mit ihm zu tun. Da nahm der Spuk keine Rücksicht auf Ansehen und Person, nicht zuletzt hatte das oft genug Asmodis, der Höllenherrscher, zu spüren bekommen.

Den Neid, die Mißgunst und den Krach zwischen den Dämonen hatten Kara und Myxin zu ihrem Vorteil genutzt. Zwar stand der Spuk nicht auf ihrer Seite, aber es gab Gelegenheiten, wo er sich durchaus kooperativ zeigte. Selbst dem Geisterjäger John Sinclair gegenüber, den er respektierte, unter anderem deshalb, weil Sinclair gegen manche Dämonenfeinde des Spuks vorging.

Und Kara hoffte, daß sie diesmal für den Geisterjäger ein gutes Wort einlegen konnte.

Sie trieb durch die Zeiten. Sie war schnell, Dimensionengrenzen konnten sie nicht halten. Verschiedene Reiche huschten vorbei. Dunkelheit und düstere Farbspiralen wechselten einander ab, aber sie hatte ihr Ziel noch immer nicht erreicht.

Doch sie wußte, wie sie hingelangte. Durch Telekinese, vorausgesetzt, der Spuk schottete sein Reich der Schatten nicht ab. Das tat er nur selten, denn er war zudem ein Beobachter gewisser Dinge, die in anderen Dimensionen abliefen.

Und Kara erreichte ihr Ziel.

Sie hatte sich zuletzt ungemein stark auf das Reich des Spuks konzentriert, und es war ihr tatsächlich gelungen, die Grenzen zu überwinden. Plötzlich befand sie sich inmitten der lichtlosen Schatten Sie spürte sie an ihrem Körper, denn sie glitten feucht und klebrig über ihre Haut. Fast wie Ruß, dessen Partikel durch Leim zusammengeklebt waren.

Kara merkte, daß sich die Umgebung verengte. Die Schatten rückten näher zusammen, als wollten sie die Schöne aus dem Totenreich auspressen, die das Schwert mit der goldenen Klinge zog und in die feucht-klebrige Schwarze hineinhieb.

Da hörte sie das Lachen. Und eine Stimme erwischte sie aus allen

Richtungen, als waren vier Lautsprecher auf einmal angeschlossen worden.

»Willst du dich bei mir einführen, Kara. Du weißt, daß ich dich vernichten kann. Vergiß nie, daß ich den Trank des Vergessens besitze. Daß ich ihn dir wegnahm, hat dich geschwächt.«

»Das weiß ich.«

»Gut, ich habe euch in Ruhe gelassen, weil ihr mir bisher nicht in die Quere gekommen seid, aber was willst du bei mir? Weshalb hast du dich auf die Reise gemacht?«

»Ich möchte mit dir sprechen.« Sie hatte erwartet, ein donnerndes Gelächter zu hören, das erfolgte nicht, dafür fragte sie der Spuk sehr direkt.

»Geht es um John Sinclair?«

Kara war überrascht »Du weißt davon?«

»Nein, ich spüre nur etwas. Da braut sich einiges zusammen, was mich allerdings nicht betrifft und an meinem Reich vorbeigleitet. Zum Glück für die anderen.«

»Ich will ehrlich sein, denn es geht allein um ihn.«

»Und du weißt nicht mehr weiter – oder?«

»Das auch, Spuk. Ich bin nicht grundlos zu dir gekommen, denn wir sollten John eine Chance geben.«

»Rede, Kara, was willst du?«

»Deine Hilfe!«

Jetzt ließ sich der Spuk Zeit mit der Antwort. Kara wartete in der klebrigen Schattenkälte. Sie spürte und sah nichts. Sie steckte in einem Gefängnis, in dem einzig und allem der Spuk den nötigen Durchblick besaß.

»Warum und wie soll ich dir helfen?«

»Hörst du mir zu?«

»Ja.«

»Gut.« Kara nickte. »Dann gib acht, denn ich glaube schon die Zeit drängt…«

***

Was soll ich tun!

Das Klingeln ignorieren und die Tür geschlossen halten? So tun als wäre ich nicht da? Das hatte im Prinzip keinen Sinn, denn das Flutlicht sickerte unter dem Türspalt hervor.

»John öffne, ich weiß daß du da bist!« Die Stimme die so fordernd rief, gehörte meinem Freund Suko.

Ausgerechnet ihm. Ich stand vor die Tür wie ein Kind das sich vor seinem Vater fürchtet weil es eine Strafe zu erwarten hat, und sich nicht traut die Tür zu öffnen.

Aber ich war kein Kind, sondern ein erwachsener Mensch. War alt

geworden doch nicht kindisch.
»John.«
Okay Suko, dachte ich, die Antwort kannst du haben. »Ja ich… ich bin hier. Was willst du?«
»Ich habe dir etwas zu sagen.«
»Ist es wichtig?«
»Es hängt mit den de Lacres zusammen. Tut mir leid daß ich mich verspätet habe, es ging nicht anders. Mach schon auf.«
»Und das hat nicht Zeit bis morgen?« erkundigte ich mich.
Er lachte. »Wir haben heute schon morgen. Schau mal auf deine Uhr. Spielt das eine Rolle. Das hast du sonst nicht gefragt. Was ist denn los?«
»Ich… ich bin eben müde und kaputt.«
»Hm.« Suko sagte eine Weile nichts, dann erst gab er einen Kommentar »Wenn das so ist dann lasse ich dich schlafen. Aber sei morgen wieder auf dem Damm – okay?«
»Sicher – Gute Nacht.«
»Schlaf gut.«
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich war schweißgebadet und mußte mich an die Wand lehnen. Das war nochmal gutgegangen. Ich hatte nicht gedacht, es zu schaffen.
Mein Plan stand noch immer. Ich wollte weg aus dieser Wohnung und untertauchen. Keinen der alten Freunde mehr sehen noch hören. Ein eigenes Leben führen.
Wo ich dabei landen wurde, darüber wollte ich nicht einmal nachdenken. Es war mir auch egal. Lange genug habe ich den Mächten die Finsternis Paroli bieten können das war nun vorbei. Sie hatten letztendlich den Sieg errungen.
Ich überstürzte nichts, denn Suko wai ein sehr feinfühliger Mensch, der Zwischentöne gut herausholte. Meine Antworten konnten ihn mißtrauisch gemacht haben. Ich hörte, wie nebenan seine Wohnungstür zuschlug und hätte jetzt gehen können, aber ich ging auf Nummer Sicher und schaute durch den winzigen Spion Der Flur war leer. Eine düstere Notbeleuchtung verteilte ihr Licht unregelmäßig innerhalb des Gangs.
Konnte ich es wagen…
Ja es gab keinen anderen Weg. Den Koffer nahm ich in die linke Hand, mit der rechten öffnete ich die Tür und schlich wie ein Dieb aus die Wohnung.
Die Schwelle zum Hausflur hin konnte ich noch übertreten, mehr geschah nicht, denn links von mir bewegte sich plötzlich eine Gestalt.
Es war Suko…
Blitzschnell packte er zu und stieß mich zurück in den Wohnungsflur wo noch das Licht brannte, ich Pech hatte, über meinen Koffer

stolperte und rücklings zu Boden fiel Suko kam sofort hinterher.
»John«, sagte er, »John.« Und dann »John?«
Er starrte mich an. Ich sah, wie es in seinem Gesicht zuckte, bevor die Züge vereisten. »Mein Gott, John.« Er fiel gegen die Wand und bekam nicht einmal mit, wie die Wohnungstür hinter ihm zuschlug.

***

Er hatte mich gesehen, er hatte alles gesehen, mein Gesicht, das weißgraue Haar, einen alten John Sinclair, einen Geisterjäger, der nicht einmal das Schwarze unter dem Fingernagel wert war. Ich saß auf dem Boden wie ein geschlagener Boxer. Mein Kreuz schmerzte, weil ich unglücklich gefallen war und Suko hatte sich zur Seite gedreht, die Stirn gegen die Wand gepreßt, weil er das Bild des Elends einfach nicht mehr mit ansehen konnte.

Was sollte ich sagen? Hatte es überhaupt Sinn für mich, ein Wort der Erklärung abzugeben, jetzt, wo ich mich entschlossen hatte, mein Leben radikal zu ändern?

Nein ich konnte und wollte es nicht. Ich steckte in einer Zwickmühle, denn Suko würde Fragen stellen.

Er stand noch immer an der Wand, den Kopf vorgedrückt. Ich hörte ihn atmen – laut und seufzend. Was in seinem Kopf verging, begriff er wohl selbst nicht.

Ich hockte im Flur. Hinter mir lag der Koffer. Mit beiden Armen hatte ich mich abgestützt. Verdammt, ich fühlte mich elend, irgendwo erwischt und machte mir auch Vorwürfe.

Suko bewegte sich Zeitlupenhaft, langsam drehte er den Kopf, wischte über sein Gesicht, in dem Zweifel standen, als wollte er dem nicht zustimmen, was er sah. Er starrte mich aus feuchten Augen an.

Ich hatte zunächst den Kopf wegdrehen wollen, hielt dem Blick dann stand und mußte Sukos Nicken sehen.

»Verdammt, ich bin es, Alter.« Meine Stimme klang müde und rauh zugleich.

Schweigend trat Suko einen Schritt vor und streckte mir den Arm entgegen. Ich umfaßte seine Hand, dabei zitterte ich, kam mir kraftlos vor, dann zog mich Suko mit einem heftigen Ruck auf die Beine.

Ich taumelte dabei nach vorn und wurde von ihm gestoppt.

Wir schauten uns jetzt direkt an. Er strich durch mein Gesicht.

»Verdammt, John.«

Ich senkte den Kopf. Er sollte nicht sehen, daß es wieder in mir hochstieg.

»Komm«, sagte mein Freund. Suko drehte mich herum. Er mußte mich schieben, damit ich mich in Bewegung setzte. Mit schleppenden, schlurfenden Schritten betrat ich den Wohnraum, den Koffer hatte ich im Flur zurückgelassen.

Ich wurde von Suko in meinem Stammsessel gedruckt. Er selbst nahm auch Platz, sprach kein Wort, nur sagten mir seine Augen genug. In ihnen standen zahlreiche Fragen.

Ich hatte den Kopf auf die obere Kante der Rückenlehne gedruckt.

»Frag schon!« keuchte ich und starrte gegen die Decke, die sich plötzlich bewegte »Frag schon, Suko.«

»Nein, John, du sollst reden.«

»Sorry, es hat mich erwischt.«

»Das sehe ich. Du bist anders geworden.«

»Hör auf«, rief ich »Hör schon auf! Ich bin nicht anders geworden. Sag es richtig, Suko. Ich bin gealtert. Ja, ich bin zu einem alten Mann geworden. Ich konnte nichts dagegen tun. Es ist alles so schrecklich, verstehst du?«

»Sicher – äußerlich.«

Meinen Kopf drückte ich wieder nach vorn. Dann schaute ich ihm aus müden Augen ins Gesicht »Äußerlich?« wiederholte ich leise und gedehnt. »Nein, mein Freund, nicht nur äußerlich. Ich fühle mich auch innerlich völlig leer und eben alt. Ich habe innerhalb von Sekunden Jahre verloren. Andere brauchen dazu eine Generation.«

Meine Stimme versiegte. Schweigen breitete sich zwischen uns aus.

In der Wohnung war es still. Auch Suko ließ sich Zeit. Ich hörte, wie er tief durchatmete. »Weißt du, John, es ist so. Ich will dich nicht drängen, aber es muß einen bestimmten Vorfall, ein Ereignis gegeben haben, das dich…«

»Ja, das hat es.«

»Melusine de Lacre?«

»Sicher.«

Suko schweifte vom Thema ab. »Auch ich habe etwas über die de Lacres erfahren. Da gab es einen Julien de Lacre. Er lebte im Hohen Mittelalter und hat gegen die Kartharer kämpfen sollen. Er ist ein Feldherr gewesen, mehr weiß ich auch kaum. Jedenfalls muß er ein besonderer Mann gewesen sein.«

Ich hob nur die Schultern.

»Ist dir das egal, John?«

»Wenn du mich so direkt fragst, muß ich dir mit ja antworten. Ich will nicht mehr.«

Davon wollte Suko wiederum nichts wissen »Es war nur Melusine de Lacre?«

»Nein, auch der Gral!«

Suko schaute zum Schrank. »Deshalb stehen die Türen offen.«

Ich nickte.

»Und wie?« fragte er leise Ich erzählte es ihm. Und ich sprach leise, mit einer Stimme, die ich selbst kaum hörte.

Suko sagte kein Wort. Er wollte mich in Ruhe lassen. Seinem Gesicht

war anzusehen, daß er es nicht fassen konnte, was da über die Bühne gelaufen war.

»Der Gral«, sagte er dann und schüttelte den Kopf »Das darf doch nicht wahr sein! Wirklich der Gral?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Dann hat er dich im Stich gelassen.«

»So ist es.«

»Und jetzt ist er weg. Ebenso verschwunden wie Melusine de Lacre.«

»Ja. Ich bin ein alter Mann geworden, sie hat ihren Weg gehen können. Wenn du sie finden willst, mußt du nach Avalon reisen, nehme ich an. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Aber die Insel hat wohl keiner gesehen. Gibt es sie überhaupt?«

Suko hob die Schultern »Da mußt du in der Artus-Sage nachlesen. Der König ist nach Avalon gegangen, um den Tod zu überwinden. Manche sagen auch, daß er dort hat sterben wollen, nur spielt das für uns keine Rolle, John. Es geht um dich, mein Freund. Ganz allein um dich. Wie kommst du wieder raus? Wie kannst du wieder dein normales Alter und dein normales Aussehen zurückgewinnen?«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Ich… ich habe keine Ahnung.«

Suko sah mich prüfend an »Ich weiß nicht, ob ich dir da glauben soll, John. Du hattest etwas vor, als ich deine Wohnung betrat. Der Koffer liegt noch im Flur.«

»Ja, ich wollte weg.«

»Einfach so?«

»Leicht habe ich es mir nicht gemacht, aber ich bin nichts mehr wert, Suko. Man hat mich gepackt, man hat mich fertig gemacht. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Man hat mir meine Grenzen aufgezeigt und mich vorgeführt. Ich bin nicht nur so alt, ich fühle mich auch so, verstehst du das? Ich bin zu einem alten Mann geworden. Ich kann nichts mehr tun, ich kann meinem Job nicht mehr nachgehen. Ich würde jedem meiner Freunde zur Last fallen.«

»Quatsch.«

»Das sagst du jetzt, Suko, aber wurdest du mit einem Typen wie mir zusammenarbeiten wollen?«

»Klar.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich wäre ein Hindernis. Vielleicht als Fahrer zu gebrauchen, für kurze Strecken, mehr nicht. Ich habe es mir genau überlegt, mein Freund. Ich komme aus dem Kreislauf nicht mehr heraus. Es ist unmöglich, ihn zu durchbrechen, so leid es mir tut. Es ist alles zu spät. Ich muß einsehen, daß ich verloren habe – endgültig. Es ist aus, mein Freund.«

»Du willst also weg?«

»Ja.«

»Darf ich fragen wohin? Hast du dir über dein Ziel Gedanken gemacht?«

»Nein. Ich weiß nur, daß ich mein altes Leben nicht mehr weiterführen kann. Stell dir vor, ich gehe, so wie ich aussehe, zum Yard. Das… das gäbe eine mittlere Katastrophe. Ihr alle hättet darunter zu leiden. Für mich ist dieser Teil des Lebens beendet. Ich muß eingestehen, daß die andere Seite gesiegt hat.«

Suko räusperte sich. Unruhig bewegte er seine Hände. Wahrscheinlich suchte er nach der passenden Antwort. »Keinen Kampf mehr, John? Kein sich aufbäumen?«

»Weshalb?«

Er streckte mir seine Hände über dem Tisch entgegen, als wollte er mir Hilfestellung leisten. »Aber John, du mußt doch etwas tun, zum Henker! Du kannst nicht hier sitzen und dich in dem Schicksal ergeben. Du mußt etwas tun.«

»Ach ja? Als alter Mann? Nein, Suko, das glaube ich nicht, das kann ich auch nicht.«

»Warum nicht? Du hast Freunde, John. Wir stehen auf deiner Seite.« Er tippte gegen seine Brust. »Wir, John! Tut mir leid, aber wir alle denken nicht daran, dich im Stich zu lassen. Wir werden der Sache auf den Grund gehen, wir holen den Gral zurück.«

»Von Avalon, wie?«

»Wenn er sich dort befindet und es die Nebelinsel tatsächlich gibt, ja, mein Freund.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Und warum nicht?«

»Ganz einfach. Es gibt keine Spuren. Der Gral ist verschwunden. Er war der Mittler zwischen den Welten, das hat Melusine de Lacre genau gewußt, verstehst du?«

»Mittlerweile habe ich es begriffen. Nur ist das für mich kein Kriterium, um aufzugeben.« Er streckte mir die Hand entgegen und ballte sie zur Faust. »Jetzt erst recht, mein Freund. Wir werden fighten, wir werden mobil machen. Bill, Jane, Kara, Myxin, der Eiserne und ich. Sir James wird auf unserer Seite stehen und uns unterstützen, das alles wird geschehen, glaub es mir.«

»Und was noch?«

Suko hob die Schultern. »Irgendwo muß es einen Punkt geben, wo wir ansetzen können. Verlasse dich darauf, mein Freund. Diesen Punkt werden wir finden.«

Ich stand auf. Meine Knochen taten mir weh, als wurde Rheuma in ihnen stecken. Ich begann mit einer Wanderung durch das Zimmer, schaute mir alles genau an, wie jemand, der endgültig Abschied nimmt und sich noch einmal die Dinge einprägen will, die ihm lieb geworden waren.

Oh, ich fühlte mich mies. In meinem Körper rumorte es. Es war ein nicht zu beschreibendes Gefühl. In Magenhöhe vereinigten sich die Angst und die Qual. Sie übten einen immensen Druck aus und preßten meine Magenwände von vier Seiten zusammen.

Suko ließ mich gehen. Als ich stehenblieb und beide Hände auf die Rückenlehne der Couch legte, fragte er: »Na und?«

Ich schüttelte den Kopf.

In den Augen meines Freundes blitzte Ärger auf. »John, es war für dich ein verdammter Schock, das kann ich verstehen, wenn auch nicht nachvollziehen, doch es muß grauenhaft gewesen sein. Ich weiß das, ich akzeptiere das. Aber du bist nicht irgendwer. Du hast den Mächten der Finsternis den Kampf angesagt. Du mußt weitermachen, oder sie werden dich radikal vernichten. Du bist schwächer geworden, und aus diesem Grunde benötigst du die Unterstützung deiner Freunde. Ist das denn so schwer, verdammt noch mal? Geht das nicht in deinen Schädel hinein?«

»Ich habe mich entschlossen.«

»Zu bleiben?«

Er bekam von mir als Antwort nur ein Schulterzucken, dann drehte ich ihm den Rücken zu und hörte ihn noch sprechen. »John, ich werde es nicht zulassen, daß du verschwindest und möglicherweise in den Tod läufst.«

»Ein Kindermädchen habe ich nicht nötig, Suko.«

»Das weiß ich. Nur ist dies kein normaler Fall. Du mußt mithelfen, den Gral zu finden. Vielleicht kennen die Templer Spuren. Ich hörte, daß die de Lacres in Frankreich groß herausgekommen sind. Da kann es Verbindungen zwischen den Kartharern und den Templern geben. Wir sollten gemeinsam hinfahren und Nachforschungen anstellen. Ich weiß nicht, ob sie etwas bringen, aber wir tun wenigstens etwas und hängen hier nicht herum.«

Ich hatte jedes Wort verstanden, aber mein Gesichtsausdruck machte ihm klar, daß ich nicht wollte Es gab nichts mehr, was mich in meiner Lage noch motivieren konnte. Ich war fertig, stand dicht vor dem Ende und wollte nicht mehr.

»Möchtest du etwas trinken?« fragte ich völlig unmotiviert.

»Nein, zum Teufel, ich will nichts trinken. Ich will, daß du vernünftig wirst.«

»Das bin ich.«

»Scheint mir nicht so.«

Ich wollte mich wieder setzen, als Suko sich erhob und zum Telefon ging. »Wen willst du anrufen?«

»Alle, John! All unsere Freunde. Ich werde sie alarmieren, damit sie zusammen mit mir dafür sorgen, daß du nicht durchdrehst. Hast du verstanden?«

»Tu es nicht. Das ist mein Problem.«
»Stimmt, aber wir werden es auch zu dem unserigen machen. Das kann ich dir versprechen.«
Er ließ sich nicht beirren. Um telefonieren zu können, drehte er mir den Rücken zu.
Ich handelte automatisch. Suko sah nicht, wie ich den Aschenbecher vom Tisch nahm. Er bestand aus Glas und paßte gerade noch in meine Hand. Welche Nummer Suko gewählt hatte, wußte ich nicht, hörte aber das Freizeichen aus dem Hörer klingen.
Hinter ihm stehend holte ich aus.
Er mußte etwas geahnt haben, wollte herumwirbeln, schaffte es nur halb, dann erwischte ihn der Aschenbecher am Kopf. Suko konnte zwar einiges einstecken, aber einen Schädel aus Eisen besaß auch er nicht. Er ruckte noch einmal in die Höhe, schaute mich erstaunt an, dann sackte er vor meinen Füßen zusammen und blieb bewußtlos liegen.
Ich schaute auf den Aschenbecher.
Blut klebte an seiner Seite, auch einige Haare.
»Tut… tut mir leid, mein Freund!« flüsterte ich mit Tränen in den Augen. »Ich weiß, daß du es gut gemeint hast, aber ich konnte nicht anders. Ich habe alles verpatzt. Ich habe die Strafe bekommen, und ich werde den weiteren Weg allein gehen müssen.«
Er gab mir keine Antwort. Seine Augen zeigten einen verdrehten Ausdruck. War er tot?
Ich fühlte nach.
Nein, Suko war ins Reich der Träume hineingeglitten, aus dem er irgendwann mit starken Kopfschmerzen wieder erwachen würde.
Ich dagegen hatte mein Ziel erreicht und mir freie Bahn geschaffen.
Den Aschenbecher warf ich zu Boden, bevor ich in den Flur ging, die dicke Winterjacke überstreifte und den Koffer wieder anhob.
Eine halbe Minute später hatte ich die Wohnung verlassen und gleichzeitig mit dem Leben abgeschlossen…

***

»Das ist doch nicht wahr, Suko!« schrie Sir James in den Hörer, und der Inspektor hatte seinen Chef eigentlich noch nie so laut reden oder schreien hören, wenigstens konnte er sich daran nicht erinnern.
»Doch, Sir, es ist wahr.«
»Und wo ist John jetzt?«
»Ich weiß es nicht. Er schlug mich nieder und verschwand. Über ein eventuelles Ziel haben wir zuvor nicht gesprochen, das ist das Fatale.«
Der Superintendent erwiderte nichts. Nach einer Weile erkundigte er sich nach Sukos Zustand.
»Na ja, ich habe zwei Tabletten genommen, obwohl ich das nicht so

gern mag. Ich will ehrlich sein, Sir. Als fit dürfen Sie mich nicht ansehen.«

»Wollen Sie sich hinlegen?«

Suko lachte leise. »Das kann ich wohl nicht.«

»Das meine ich auch. Wie wäre es, wenn Sie ins Büro kommen. Wir können uns dort treffen.«

»Ich kann nicht fahren, noch nicht.«

»Gut, dann komme ich zu Ihnen.«

»Noch etwas, Sir. Ich wollte Bill Conolly und auch Jane Collins Bescheid geben.«

»Weshalb?«

»Sie sollten es erfahren. Sie sind Johns Freunde. Vielleicht haben sie auch eine Idee, wo wir den Hebel ansetzen müssen.«

Nicht gerade begeistert gab Sir James seine Zustimmung. Suko legte ebenfalls auf, betrat das Bad und ließ kaltes Wasser über sein Gesicht strömen.

John hatte mittelschwer zugeschlagen. Suko war auch nicht lange bewußtlos gewesen, aber die Zeit hatte ausgereicht, um John verschwinden zu lassen.

Wo war er hin? Suko dachte darüber nach, als er sich das Gesicht abtrocknete. Er hatte keine Spur. Er würde auch keine finden können, denn John Sinclair war nicht berechenbar in seinem Zustand.

Wäre er als normaler Mensch verschwunden, hätte man eventuell durch Überlegungen herausfinden können, wo er sich verkroch. So aber konnte er überall stecken und auch durchdrehen.

Suko wollte nicht darüber nachdenken, aber ihm fiel ein, daß sich John in einem sehr depressiven und labilen Zustand befunden hatte.

Selbstmörder sahen so aus…

Es rann ihm kalt den Nacken hinab, als er daran dachte. John Sinclair ein Selbstmörder? Einer, der sich womöglich eine Silberkugel durch den Kopf schoß, um alles zu beenden? Das war für Suko unfaßbar, aber nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen. Es konnte durchaus sein, daß John so handelte, weil er eben keine Chance mehr sah.

Zwei Anrufe lagen noch vor ihm. Suko holte Jane ebenso aus dem Bett wie Bill.

Und beide waren geschockt! Es war ihnen kaum gelungen, eine Frage zu stellen. Suko bat sie nur, so rasch wie möglich in die Sinclairsche Wohnung zu kommen, damit gemeinsam beraten werden konnte, was unternommen werden sollte.

Mehr konnte er im Augenblick nicht tun. Er ließ sich in einen Sessel fallen und merkte, wie es hinter seiner Stirn hämmerte und pochte. Die Schmerzen würden nicht so leicht verschwinden. Die Platzwunde hatte er im Bad gereinigt und ein Pflaster darauf geklebt.

Sein Blick fiel in den leeren Schrank.

Dort hatte John den Dunklen Gral aufbewahrt. Es war müßig, darüber zu richten, ob der Platz richtig oder falsch gewesen war. Oft genug war es gutgegangen. Daß es einmal schiefging und der Gral in falsche Hände gelangt war, damit hatte man rechnen müssen, auch wenn die Möglichkeit sehr gering gewesen war.

Er wartete auf das Eintreffen der Freunde. Zuerst kam Sir James.

Angezogen wie immer, als wäre er soeben aus seinem Club gekommen. Aber das Gesicht unter dem Bowler-Hut zeigte einen sehr ernsten, wenn nicht versteinerten Ausdruck.

»Hat er sich gemeldet?«

»Nein, Sir.«

»Was ist mit Bill Conolly und Jane?«

»Sie werden ebenfalls kommen.«

»Und wie haben sie es aufgenommen?«

Suko schloß die Wohnungstür. »Ich weiß nicht einmal, ob sie es begriffen haben.«

»Ich auch nicht, wenn ich ehrlich sein soll.« Sir James hatte den Mantel ausgezogen, war in den Wohnraum gegangen, in dessen Mitte stehengeblieben und schaute sich kopfschüttelnd um. »Ich habe immer das Gefühl, als müßte John jeden Moment aus einer der Türen treten, um uns die Hand zu reichen.«

»Dem ist eben nicht so.«

Der Superintendent nickte. »Sagen Sie, Suko, wie hat er eigentlich ausgesehen?«

»Alt, Sir.«

»Wie alt? So wie ich?«

»Nein, älter wahrscheinlich.«

Hinter den dicken Brillengläsern nahmen die Augen des Superintendenten einen starren Ausdruck an. »Wissen Sie auch, wie er sich körperlich fühlte?«

»Nicht gut, glaube ich. Er fühlte sich seinem Zustand entsprechend, Sir. Er war – wie soll ich sagen? Erledigt, ausgelaugt. Physisch und psychisch am Ende.«

Sie James nickte. »Also besitzt er nicht mehr die Kraft, um allein etwas in Bewegung setzen zu können.«

»Es kommt darauf an, was Sie meinen. Ich glaube nicht, daß er noch so kämpfen kann wie früher.«

»Das meine ich damit.« Sir James holte tief Luft, preßte seine Hand auf den Magen – mit dem hatte er schon jahrelang Beschwerden – und nahm Platz. »Er ist also unseren und seinen Feinden in gewisser Hinsicht hilflos ausgeliefert.«

»Das sehe ich ebenfalls so.«

»Und wie steht es mit seinen Waffen, Suko? Hat er die mitgenommen

oder zurückgelassen.«
»Er trägt sie bei sich.«
»Auch das Kreuz?«
»Davon gehe ich aus.«
Sir James krauste die Stirn. »Wenn John sein Kreuz bei sich trägt, dann frage ich mich, aus welch einem Grunde es ihn nicht beschützt hat. Es hätte doch reagieren müssen.«
»Das ist allerdings wahr, Sir.«
»Und weshalb geschah dies nicht? Warum ist es außer Kraft oder Betrieb gesetzt worden?«
Der Inspektor breitete die Arme aus. »Da bin ich wirklich überfragt, Sir.«
»Also keine Spur?«
Suko hob die Schultern und ging noch in der gleichen Sekunde, um zu öffnen, weil es geklingelt hatte.
Jane Collins kam. Ohne Sarah Goldwyn, bei der sie wohnte. Suko fragte auch nicht nach der Horror-Oma, er sah nur Jane an, die so bleich aussah wie eine Leiche.
»Stimmt das alles, was du mir am Telefon erzählt hast?«
»Es ist noch schlimmer.«
Jane wühlte ihr Haar auf, senkte den Kopf und setzte sich auf die Couch. Suko brachte ihr Saft, den sie trank und dabei ins Leere schaute. Sie bat um eine Erklärung, doch Suko wollte warten, bis Bill Conolly eingetroffen war.
Und der kam. Das Gesicht gerötet, den Blick flackernd, als stünde er unter Strom.
»Ist das wirklich wahr? Stimmt das alles, Suko, was du da erzählt hast?«
»Weshalb sollte ich lügen?«
Bill nickte. »Du hast recht.« Er begrüßte die anderen und zündete sich eine Zigarette an. Auch Suko nahm Platz. Im Rechteck saßen sie sich gegenüber.
Jane flüsterte: »Eigentlich ist das Zimmer voll, Freunde. Trotzdem kommt es mir schrecklich leer, vor, weil die Hauptperson fehlt.« Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ich kann es einfach nicht fassen. Es ist unmöglich. Weißt du, Suko, daß ich es nicht glauben will? Weißt du das?«
»Es fällt auch mir schwer.«
»Und wie geht es weiter? Du hast uns zusammengetrommelt. Was sollen wir tun? Wie ist es dazu gekommen?«
»Das wollte ich euch gerade sagen.« Suko begann mit seinen Erklärungen, die relativ lang dauerten, weil er auf Einzelheiten zu sprechen kam.
Zwei Dinge standen dabei im Vordergrund. Der Dunkle Gral und die

Nebelinsel Avalon.
»Können wir bei beiden überhaupt mitreden?« erkundigte sich Bill Conolly.
»Kaum«, gab Suko zu.
»Gibt es Avalon denn?«
Auf Bills Frage wußte niemand eine Antwort. Bis Jane sagte: »Anscheinend doch, sonst wäre dies alles nicht passiert. Melusine de Lacre hat sich ja an John herangemacht, um den Dunklen Gral in ihren Besitz zu bekommen. Sie ist in ihn eingetaucht und verschwunden, hat eine Zeitreise unternommen, ist wahrscheinlich in Avalon, und John hatte sein normales Alter verloren. Er wurde nicht gerade zu einem Greis, ist aber so gehandicapt, daß er nicht mehr reagiert, wie es eigentlich normal gewesen wäre. Sehe ich das richtig?«
»Ja.«
»Können wir etwas tun?«
»Nach Avalon reisen und den Gral zurückholen«, erwiderte der Reporter, und er meinte es durchaus ernst.
»Wenn das möglich wäre«, murmelte Jane.
»Jane, nein, nein?« Sir James schüttelte den Kopf. »Ich bin der Meinung, daß uns nur John Sinclair selbst helfen kann.«
»Aber der ist verschwunden!« rief Bill.
»Lassen Sie mich ausreden! Klar, John ist verschwunden. Wo wird er untertauchen?«
»In London!«
»Richtig, Miß Collins, aber London ist groß und trotzdem begrenzt. Ich bin der Meinung, daß wir alle Überlegungen, die mit Zeitreisen, anderen Dimensionen oder geheimnisvollen Inseln zusammenhängen zur Seite lassen sollen. Wir sollten den nüchternen Polizeiapparat einsetzen und eine Großfahndung nach ihm einleiten. Das kann sehr schnell gehen. Wir haben unsere Erfahrungen. Wie denken Sie darüber?«
Jeder war einverstanden.
Sir James nickte. »Gut, dann werde ich das sofort in die Wege leiten. Noch von hier. Ich fahre danach in mein Büro und bleibe dort, bis John gefunden wurde.«
Niemand sagte etwas.
Während der Superintendent telefonierte, wandte sich Bill mit flüsternder Stimme an Suko. »Jetzt mal raus mit der Sprache, Alter. In welch einem Zustand befindet sich John?«
»In einem schlimmen.«
»Depressiv?« fragte Jane.
»Völlig. Er ist am Ende.«
Die ehemalige Hexe lehnte sich zurück. Sie schloß die Augen, als sie

redete. »Ja, das kenne ich, Suko. Das kenne ich von mir. Es ist einfach grauenhaft. Ich bekomme Angst, wenn ich darüber nachdenke. Ich weiß, daß es damals bei mir ähnlich war und ich auch daran gedacht habe, meiner Existenz ein Ende zu setzen. Wißt ihr das eigentlich? Ich wollte Selbstmord begehen.«

»Kann man das auf John übertragen?« hauchte Bill.

Suko schaute zu Sir James hinüber, der noch immer sprach, dann nickte er. »Ich fürchte, daß es so ist, Freunde. Es ist einfach grauenhaft.«

»Steht sein Wagen noch in der Garage?« erkundigte sich Sir James.

»Das ist mir nicht bekannt, Sir.«

»Gut, dann weiten wir die Fahndung auf den dunkelgrünen Rover aus. Sicher ist sicher.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Jane saß da und nagte auf ihrer Unterlippe. »Mir kommt da etwas anderes in den Sinn. Wenn es um Avalon geht und auch um das Geschlecht der de Lacres, sollten wir uns Informationen darüber verschaffen, finde ich.«

Suko nickte. »Das habe ich schon versucht. Ich war ja an der Universität.«

»Und die waren gut?«

»Ich kann nicht klagen.«

»Besser als Sarah Goldwyn?«

Suko lächelte schmal. »Ich weiß, worauf du hinauswillst, aber ich kenne Sarahs Bibliothek nicht im einzelnen.«

»Über Avalon wird sie Literatur haben«, erklärte Jane. »Das gehört einfach dazu.«

»Du hättest sie auch mitbringen können«, beschwerte sich Bill.

Jane verteidigte sich. »Es war alles so hektisch nach dem Anruf. Ich habe nicht daran gedacht und wollte so schnell wie möglich zu euch kommen.«

Superintendent Sir James Powell hatte sein Gespräch beendet. Nickend kehrte er zu den anderen zurück, wo er erklärte, was er in die Wege geleitet hatte. »Die Fahndung läuft. Fotos brauchen wir nicht zu drucken. John Sinclair ist bekannt, zudem habe ich auch den Rover mit in die Fahndung hineingenommen. Ich werde jetzt in mein Büro fahren und von dort weitere Einsätze leiten, falls nötig. Was, bitte sehr, haben Sie vor? Wie wollen Sie eine Chance nutzen?«

»Über Avalon«, erwiderte Suko.

Sir James schob die Brille zurück. »Ist das eine glückliche Lösung?«

»Das wissen wir nicht, Sir. Irgendwo müssen wir beginnen. Da kam uns die Klammer gerade recht.«

»Nun ja, wenn Sie meinen.« Der Superintendent nickte. Er wirkte plötzlich hilflos. »Wenn ich mich umschaue und daran denke, daß

John Sinclair zu einem alten Mann geworden ist, dann…« Er räusperte sich, schluckte und ging schnell weg.

»So hart ist auch er nicht«, flüsterte Bill.

»Sicher«, sagte Suko tonlos.

Beide schauten auf Jane Collins, die unbeweglich saß und ihre Hände vor die Augen gepreßt hielt. Nur an den zuckenden Bewegungen der Wangen war zu erkennen, daß sie weinte…

***

Im letzten Augenblick hatte ich es mir überlegt und war in die Tiefgarage gefahren. Ich wollte mit dem Wagen weg, da war ich einfach beweglicher.

Suko würde noch einige Zeit bewußtlos bleiben und danach sicherlich eine Fahndung einleiten. Bis die voll lief, war ich schon verschwunden, hatte mich versteckt.

Als ich in den Rover einstieg, kam ich mir wieder wie ein Fremder vor. Am liebsten hätte ich losgeschrien, aber ich riß mich zusammen und hütete mich davor, das Gesicht im Innenspiegel zu besehen. Ich wollte nicht daran erinnert werden.

Kaum hatte ich den Wagen gestartet, fiel mein Blick auf die Tankanzeige. Ich fuhr zwar nicht auf Reserve, aber mehr als ein Restsprit schwappte nicht im Tank.

Also zur nächsten Tankstelle und auffüllen. Es gab eine in der Nähe, die auch des Nachts geöffnet hatte.

Durch das Tor rollte ich auf die Rampe zu und dachte daran, daß ich vor kurzem erst den umgekehrten Weg genommen hatte, allerdings nicht allein, sondern mit einer Blinden auf dem Sitz des Beifahrers.

Über London lag eine feuchte Winternacht. Grippewetter. Hin und wieder nieselte Regen aus den Wolken, dann kam Sturm auf und fegte den Himmel frei, der allerdings schnell wieder zuwuchs.

Es war fast drei Uhr morgens. Auch eine Stadt wie London mußte mal zur Ruhe kommen oder Atem holen, damit sie für den folgenden Tag gerüstet war.

Über die fast leeren Straßen konnte ich mich nur wundern. Wenn Lichter leuchteten, spiegelten sie sich auf dem nassen Asphalt oder Pflaster als farbige Teppiche wider.

Ein Polizeiwagen kam mir entgegen. Ich ertappte mich dabei, daß ich mich duckte, als die Scheinwerfer des Fahrzeugs meinen Rover streiften. Der Wagen passierte mich, die Fahndung lief noch nicht.

Ich bog in eine Seitenstraße ein, an deren Ende, dicht vor einer Kreuzung die Beleuchtung der Tankstelle eine helle Insel schuf.

Über die Auffahrt rollte ich an die Zapfsäule, konnte mich selbst bedienen und tankte voll.

Mit Geldscheinen in der Hand betrat ich das Kassenhaus. Der

Tankwart war ein Bär von Kerl und kannte ihn vom Ansehen. Auch ich war ihm nicht unbekannt, denn er schaute mich prüfend an.

»Kennen wir uns nicht, Mister?«

Ich lächelte knapp. »Kann sein, denn ich tanke hier nicht zum erstenmal.«

»So meine ich das nicht. Namentlich.«

»Sorry.« Mir wurde allmählich warm.

Der Mann suchte nach Wechselgeld und überlegte weiter. »Doch, ich muß Sie kennen. Jetzt habe ich es. Sie heißen Sinclair.«

»Auch nicht.« Ich klaubte die Münzen.

»Dann bin ich überfragt, Mister. Jedenfalls haben Sie eine verdammte Ähnlichkeit mit einem Mann namens John Sinclair. Aber der ist jünger, glaube ich.«

»Da haben Sie es.«

Ich verließ das Haus sehr schnell. Es paßte mir natürlich nicht, daß ich praktisch erkannt worden war. Andererseits konnte ich es nicht verhindern.

Ich rollte wieder auf die Straße und überlegte, wohin ich mich wenden sollte.

Hotels und Pensionen, wo keine Fragen gestellt wurden, gab es in London genug. Wenn allerdings eine Fahndung anlief, würden diese Verstecke auch kontrolliert werden. Ich hatte etwas Ähnliches selbst oft genug miterlebt.

Sich in einer Pension zu verkriechen, war also schlecht. In London gibt es auch genügend Plätze, wo Stadtstreicher unterkommen. Da wollte ich auch nicht gerade hin. Es war wohl am besten, wenn ich die Stadt verließ.

Einen großen Vorteil besaß ich. Ich konnte den Polizeifunk abhören. Wenn nach mir gefahndet wurde, würde ich die Meldungen mitbekommen und konnte mich danach richten.

Mein Weg führte mich in Richtung Hyde Park. Das war nicht einmal schlecht, denn in dem Park gab es genügend Verstecke. Ich konnte die Nacht in einer der leerstehenden Grillhütten verbringen – es waren nur mehr einige Stunden. Ich hätte mich auch auf irgendeine Bank setzen können oder einfach nur im Wagen bleiben. In den Park fahren und sich dort ein gutes Versteck suchen, das nicht so leicht entdeckt werden konnte.

Ich drehte und fuhr über die Sloane Street in Richtung Park. Mit einem Ohr »hing« ich am Radio, lauschte den Meldungen und war froh darüber, daß ich nichts hörte, was mich betraf.

Am Alexandra Gate rollte ich in die nächtliche Finsternis des Parks. Die Hauptwege wollte ich meiden, bog sehr bald nach rechts ab und ließ den Wagen so weit vorrollen, bis ich in die Nähe eines Kinderspielplatzes gelangte, der an meiner Seite von einem dichten

Buschstreifen umfriedet wurde, so daß ich die nötige Deckung bekam.
Parallel fuhr ich an den Streifen heran, stellte den Motor aus und löschte auch das Licht der Scheinwerfer.
Das Radio ließ ich laufen – und hatte Glück, denn ich bekam tatsächlich mit, daß die Fahndung nach mir lief. Suko war nicht lange bewußtlos geblieben, er hatte sehr schnell reagiert.
Leider lief die Fahndung über einen Code, den ich nicht kannte und einstellen konnte. Da steckte bestimmt Sir James, der alte Taktiker, dahinter.
Ich lächelte, als ich an ihn dachte. Mein Gott, ihn würde ich auch kaum wiedersehen, ebenso wenig wie Glenda Perkins oder Jane Collins und Bill.
Ob Suko sie alle informiert hatte?
Ich wollte nicht daran denken. Wenn mir diese Gedanken kamen, verfiel ich in Depressionen. Das Verschwinden meines normalen Alters hatte mir auch einen großen Teil der Energie genommen, wenn nicht alles. Ich sah einfach keinen Sinn mehr, noch etwas zu unternehmen. Es würde alles falsch sein.
Dann konnte ich mich auch gleich erschießen…
Erschießen? Ich schreckte zusammen. Plötzlich lag der Magen wie ein Klotz aus Stein im Körper. Auf meinem Nacken spannte sich die Haut. Das Kribbeln rann über meinen Rücken, und ich begann, darüber nachzudenken.
Wenn ich mich erschoß, ging ich allen Problemen aus dem Weg.
Eine Kugel durch den Mund, quer in den Schädel gezielt, die würde ausreichen. Dann hatte ich keine Sorgen mehr, dann erlebte ich nicht mehr, wie ich gedemütigt wurde, wie meine Freunde Mitleid hatten und…
Mein Vater fiel mir ein.
Auch er hatte vor kurzem dicht davor gestanden, seinem Leben ein Ende zu setzen. Als er sich ebenfalls in einer verzweifelten Lage befand, weil meine Mutter schon über Monate hinweg entführt worden war.
Er hatte es nicht getan, zum Glück nicht. Ich hatte ihm zugeredet, jetzt lebten beide.
Doch wie war es bei mir? Meine Güte, was würden meine Eltern dazu sagen? Besaß ich nicht auch eine Verantwortung meiner Umwelt gegenüber? Zudem ist Selbstmord keine Lösung, denn allein von meinem Glauben her konnte ich diese Tat nicht akzeptieren.
Nur – wie lebte ich weiter? Als Geschlagener, als lächerlich gemachter Mensch, der zu einem Spielball der Dämonen wurde, es dann bestimmten, wann sie mich töteten.
An das alles mußte ich denken und genau abwägen. Mit dem eigentlichen Fall beschäftigte ich mich nicht. Der war gewissermaßen

abgeschlossen, da konnte ich nichts mehr tun, denn die andere Seite hatte gewonnen. Ich sah auf meine zitternden Finger, als ich mir eine Zigarette aus der Schachtel holte und sie anzündete.

Den Rauch blies ich gegen die Scheibe, wo er sich wolkig verteilte, Seltsam, aber meine Gedanken konzentrierten sich immer stärker auf das Ende.

Eine Kugel würde reichen, und den Sohn des Lichts hatte es gegeben. Den letzten Träger des Kreuzes, das mir ja auch nicht hatte helfen können, als die andere Seite zuschlug.

Das Kreuz war neutral geblieben, der Dunkle Gral war zu einem Fluch geworden und…

Sie waren plötzlich da, als wären sie aus dem Nichts gekommen.

Und sie rissen blitzschnell die Fahrertür auf.

Ich erschrak so heftig, daß die Zigarette meinen Fingern entfiel.

Durch Zufall landete sie im Aschenbecher.

Dann hörte ich die Stimme. »Aussteigen, Meister! Wir wollen bei dir mitrauchen!«

Ihr folgendes Lachen ließ nichts Gutes ahnen…

***

Ich schaute nach rechts, wo sie standen. Sie hatten sich breitbeinig aufgebaut und waren so dunkel angezogen wie die Nacht. Sie rochen nach Fett und Regen, der von ihren dunklen Jacken in langen Tropfen ablief.

Sie waren ungefähr zwanzig, kräftige junge Männer mit Glatzen, die sie durch Schirmmützen verdeckten.

Ich wußte, wem ich in die Hände gefallen war. Das waren Parkräuber, die in der Nacht durch den Hyde Park schlichen und nach Opfern Ausschau hielten.

Erbarmen kannten sie nicht. Wenn sie jemand gefunden hatten und es ihnen in den Kram paßte, schlugen sie ihn nach dem Raub nieder und ließen ihn liegen.

Beide waren Weiße, man hätte sie auch als Skinheads bezeichnen können.

Der eine packte zu. Seine Finger waren kräftig, dementsprechend hart erwischte mich auch sein Griff, der mich nach rechts und damit aus dem Wagen schleuderte.

Ich fiel ihnen vor die Füße. Sie lachten, und beide stellten mir ihre Füße auf die Brust. Mein Pech war es, daß sie in dicksohligen Schnürstiefeln steckten und diese Schuhe ein verdammtes Gewicht besaßen. Sie nutzten es weidlich aus, der Druck auf meinen Brustkasten raubte mir fast den Atem.

»Wenn wir wollen, können wir dich zertreten!« sagte der zweite.

Er besaß eine hohe Stimme, als würde er noch mitten im Stimmbruch

stecken.

»Ja, Alter!«

Alter, hatten sie gesagt. Mir fiel ein, daß sie nur das wiedergeben konnten, was sie sahen. Und es war eben das Bild eines alten Mannes, der ihnen kaum Probleme bereiten würde.

Ich tat auch nichts, um diesen Eindruck zu revidieren, blieb liegen, ohne ihnen Widerstand entgegenzusetzen.

Sie führten so etwas wie eine Belehrung durch. Von oben her sprachen sie mich an. Ich konnte aus meiner Froschperspektive in ihre Gesichter schauen. Sie wirkten glatt, aufgedunsen und zugleich höhnisch verzerrt, denn sie wußten, daß sie gewonnen hatten und ich ihnen nicht mehr entrinnen konnte.

»Hast du nicht gewußt, Opa, daß es gefährlich ist, sich des Nachts im Park herumzutreiben?«

Ich gab keine Antwort, denn mir war etwas anderes eingefallen.

Hoffentlich schauten sie sich den Rover nicht zu genau an. Er war im Innern leicht als Polizeiauto zu erkennen. Wenn sie das erfuhren, würden sie mich fertigmachen.

»He, wir warten auf Antwort!« Der Kleinere von ihnen hatte gesprochen und drückte seine Mütze weiter in den. Nacken.

»Nein, ich…«

»Bist du nicht von hier?«

»Doch, aber ich wollte Ruhe haben.«

»Ewige Ruhe, wie?«

Beide lachten. Noch immer standen ihre Füße auf meinem Brustkasten. Allmählich wurde der Druck unerträglich. Mir stieg das Blut in den Kopf. Hinter den Schläfen rauschte und hämmerte es.

»Nein, ich…«

»Sollen wir ihn aufstehen lassen, Gurney?«

Gurney hieß der Größere. Der überlegte noch, bewegte seinen Mund, als wollte er damit Grimassen schneiden und nickte schließlich. »Ja, ja, Alter, komm hoch. Wir wollen, daß du noch einmal jung wirst. Du sollst deine Kindheit erleben.«

Ich wußte nicht, was sie damit meinten, und sah auch nicht ihre grinsenden Blicke, die sie sich gegenseitig zuwarfen. Ich stemmte mich mühsam hoch, war noch so schlau, die Wagentür zuzudrücken, und es sah aus wie ein Versehen.

Kaum stand ich, da packte Gurney zu. Er hämmerte mir seine Pranke in den Nacken, als wäre ich ein Karnickel. Dann drückte er meinen Kopf in die Tiefe.

»Opa, ich habe dir versprochen, daß wir einen kleinen Spaziergang machen werden. Du sollst noch einmal jung werden, richtig jung. Du sollst dich wohl fühlen. Hinter dem Busch liegt ein Spielplatz. Er ist leer, wir haben alles für uns allein…«

»Ja und?«

»Das wirst du schon sehen.« Er drückte mir sein Knie hart ins Kreuz. Es blieb mir nichts anders übrig, als den Weg einzuschlagen, den sie vorgesehen hatten.

Die Lücke in dem Buschwerk hatte ich nicht gesehen. Die beiden Park-Mugger dirigierten mich darauf zu. Zweige kratzten über meine Kleidung. Ich stolperte an der anderen Seite über einen Kantstein, der Typ hielt mich auf den Beinen und sorgte dafür, daß ich den Spielplatz betreten konnte.

An der gegenüberliegenden Seite stand eine einsame Lampe, deren Glaskuppel noch nicht zerschlagen war. Sie streute ein helles, bleiches Totenlicht ab, das in der Finsternis einen bläulichen Schimmer bekommen hatte.

Klettergeräte sah ich ebenso wie einen Sandkasten für die Kleinsten der Kinder.

Das ließen wir liegen. Unser Ziel war ein primitives Karussell. Es bestand aus einer hohen Eisenstange, einem pilzförmigen Dach, an dessen Ränder ebenfalls vier Eisenstangen befestigt waren. Ihre Enden teilten sich, um sich an den Rücken der schmalen Sitzplätze festzuklammern und diese halten zu können.

Neben einem Sitz blieben wir stehen. Der Größere ließ mich los.

»Na, Opa, wie gefällt dir das?«

»Was… was soll ich damit?«

»Mit dem Karussell fahren«, quiekte der Kleinere. »Das ist doch schön oder nicht?«

Ich hob nur die Schultern.

Gurney war es leid. Er drehte mich herum, packte wieder zu und drückte mich tiefer, so daß ich nicht anders konnte, als mich in den engen Sitz hineinzuklemmen.

»Da bleibst du hocken, Alter!«

Ich schaute zu ihnen hoch. Das Grinsen auf ihren Gesichtern sagte mir genug. Es war gemein und hinterhältig. Sie hatten Schlimmes mit mir vor und brauchten nicht befürchten, gestört zu werden. Um diese frühe Morgenstunde trieb sich kaum jemand im Hyde Park herum. Jetzt hätte ich mir eine Polizeistreife gewünscht. Ich wußte, daß sie auch im Hyde Park unterwegs waren, aber sie nahmen zumeist die bequemeren Routen.

»Wir drehen jetzt das Karussell, Opa, und du wirst später trampeln, damit es auch in Bewegung bleibt. Klar?«

»Ja.«

»Mal sehen, wie lange du es aushältst. Es gab Leute, denen wurde schon nach den ersten fünf Umdrehungen schlecht. Andere hielten es fünf Minuten aus. Bei dir wird es wohl in der Mitte liegen.« Gurney schüttelte den Kopf. »Und wenn du fertig bist, wirst du für deinen

Spaß noch bezahlen. Auf dem Jahrmarkt mußt du auch blechen, wenn du mit deinen Enkeln losziehst. Oder hast du keine?«

»So ist es.«

»Dann hast du bisher viel gespart, aber das werden wir ändern, glaub mir.«

»Soll ich, Gurney?« Der Kleine hielt eine Stange umklammert. Er fieberte dem Spaß entgegen.

»Okay, fang an!«

Das ließ sich der Typ nicht zweimal sagen. Mit einer ersten Kraftanstrengung setzte er das Karussell in Bewegung. Er fluchte dabei, lief die erste Runde mit, und das Gerät bekam noch mehr Schwung.

Ich hatte die Füße anheben müssen, sonst wären sie über den Boden geschleudert.

Dann sah ich den Kleinen weglaufen und sich drehen. Während der Drehung holte er etwas unter seiner Jacke hervor. Was es war, wußte ich nicht, bei der nächsten Umdrehung jedoch hörte ich ein metallisch klingendes Geräusch.

Tatsächlich war Metall auf Metall getroffen. Beide Mugger hielten kurze Eisenstangen in den Händen, die sie bei jeder Umdrehung gegen die Stäbe schlugen.

»Musik!« kreischte der Kleine und lachte schrill. »Ja, wie auf der Kirmes. Musik beim Fahren. Ist das nicht schön, Opa?« Wieder holte er aus und schlug zu.

Ich zog unwillkürlich den Kopf ein, denn es sah so aus, als wollte er mir die Stange gegen den Schädel schmettern, doch sie wischte dicht über mein feuchtes Haar hinweg.

»Trampeln!« befahl Gurney und hämmerte in kurzen Schlägen zu.

»Du sollst trampeln, Alter. Wir wollen mitbekommen, wie schnell du bist. Das ist keine Fahrt, das ist eine Krankheit. Los, mein Junge, beeil dich!« Diesmal traf er mich. Der Schlag erwischte mich in den Rücken und schleuderte mich nach vorn.

Automatisch bewegte ich die Beine, stapfte durch die feuchte Mischung aus Lehm und Sand. Ich kam den Befehlen der Mugger nur nach, um mich zu retten.

Wie lange hielt man diese Anstrengung aus? Die Kinder dagegen hatten ihren Spaß. Wäre ich normal gewesen, hätte ich es den beiden schon längst gegeben, dann wäre es nicht soweit gekommen, aber ich mußte mitmachen, sonst droschen sie mich eiskalt zusammen.

Sie hatten ihren Spaß und freuten sich, als sie meine heftigen Beinbewegungen sahen und auch mein Keuchen hörten.

Ich hatte die Runden nicht mitgezählt. Lange würde ich das nicht aushalten können. Ich spürte schon jetzt den Schwindel, hörte das Anschlagen der Eisenstangen gegen die Stäbe wie ein grelles

Hämmern in meinem Hirn widerklingen und sah die beiden Kerle nicht einmal mehr deutlich, sie verschwammen zu Schatten, die in die Dunkelheit hineinfließen wollten.

Es wurde immer schlimmer.

Gurney machte mir noch ein Kompliment. »Du hältst dich verdammt gut, Alter. Treibst wohl noch Sport, wie?«

»Der steigt auf die Oma!« schrie der Kleine und hämmerte wie ein Irrer gegen die Stangen.

Ich hatte den Kopf zurückgelegt. Tropfen lösten sich vom Pilzrand des Daches und klatschten in mein Gesicht. Die Umgebung verschwamm zu einem grauen Brei, wenn noch mehr Drehungen erfolgten, würde ich mich übergeben müssen.

Das hielt keiner aus.

Auf einmal kam ich. Vielmehr ein Widerstandswille flammte in mir hoch. Mein Gehirn funktionierte noch.

Wenn ich in den folgenden Sekunden nichts unternahm, war ich am Ende.

Noch eine Drehung…

Ich rutschte etwas nach vorn. Die beiden bekamen es wohl mit, reagierten nicht darauf.

Dann ließ ich meine Beine sinken, trampelte mit – und stieß mich plötzlich ab.

Der Schwung und die Fliehkraft addierten sich. Beide Kräfte katapultierten mich aus dem engen Sitz hervor, weg von diesem verfluchten Karussell, und ich torkelte die ersten Schritte wie ein Betrunkener auf den Buschrand zu, bevor mich der Schwindel tatsächlich erwischte und mich von den Beinen riß, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte.

Ich schlug in einer seitlichen Lage auf, hatte den Kopf eingezogen, spürte die Schmerzen und schaffte es dennoch, mich einige Male um die eigene Achse zu drehen.

So rollte ich auf den Buschrand zu, ohne ihn allerdings erreichen zu können, weil mich der dicke Holzpfosten eines Klettergerüsts stoppte. Mit dem Oberschenkel prallte ich dagegen, aber das bekam ich kaum noch mit, denn die Welt um mich herum drehte sich weiter. Diese verfluchte Fahrt steckte mir in den Knochen, und sie trieb mir die Übelkeit in die Kehle.

Die beiden Mugger hörten mein Würgen und konnten ein schadenfrohes Lachen nicht zurückhalten.

»Der Opa hat sich aber gut gehalten!« quiekte der Kleine.

»Ja, er ist nicht schlecht gewesen.«

»Wieviel soll er denn bezahlen?«

»Die Fahrt hat ihm Spaß gemacht. Und Spaß, der kostete etwas. Wir werden sehen.«

»Jetzt sofort?«

»Laß ihn erst kotzen.«

Nein, ich übergab mich nicht. Aber die beiden gaben mir die Chance eines Zeitgewinns. Zwar würde ich in dieser kurzen Zeit nicht wieder auf dem Damm sein, aber sie hatten mich nicht durchsucht, und ich trug die Beretta noch bei mir.

Zuvor hatte ich keine Gelegenheit bekommen, die Waffe zu ziehen, das sollte anders werden.

Ich stöhnte und würgte, ohne daß ich mich dazu hätte anstrengen müssen. Das geschah freiwillig. Ebenso wie die Drehung auf die rechte Seite, wobei ich meinen Arm freiließ.

»Er hat sich genug ausgeruht«, sagte Gurney und schlug die Eisenstange gegen seine behandschuhte Handfläche. »Jetzt werden wir bei ihm mal abkassieren.«

»Klar doch!«

Beide setzten sich in Bewegung. Sie gingen nebeneinander, berührten sich fast mit den Schultern.

Ich schaute ihnen entgegen. Aus meiner liegenden Position wirkten sie noch größer, fast wie ein gewaltiges schwarzes Monstrum, die nur töten wollten.

»Ich mache das!« erklärte Gurney, blieb stehen, drückte den Kleineren zurück und bückte sich mir entgegen.

Sein grinsendes Gesicht vergrößerte sich. Die Pupillen in den Augen schienen zu tanzen.

Er blieb hocken, faßte mich an – Und erstarrte, denn die Mündung der Beretta drückte genau in seine Wange unter dem linken Auge…

***

Gurney wußte, was Sache war. Er kannte das Spiel und blieb starr hocken.

Nicht so sein Kumpan. »He, was ist denn? Warum…?«

»Halt die Schnauze! Bleib da, wo du bist.«

»Das ist auch gut für euch!« flüsterte ich.

Der Mugger hatte den ersten Schock schnell überwunden. »Was willst du eigentlich? Mir den Schädel zerschießen?«

»Zur Not auch das!« Ich hatte große Mühe, mich zusammenzureißen. Noch immer steckte mir die unfreiwillige Karussellfahrt in den Knochen. Gurneys Gesicht blieb nicht ruhig. Manchmal drehte es sich wie ein bleicher Ball im Kreis.

»Und jetzt, Opa?«

»Läßt du deine komische Eisenstange fallen. Aber schnell.«

Er überlegte noch, ich drückte fester zu, und Gurney keuchte.

»Gut«, sagte er.

Als ich die Augen verdrehte und an ihm vorbeischielte, sah ich, wie

die Stange im feuchten Sand landete.

Das hatte auch der Kleine gesehen. »Gurney, bist du blöd geworden. Was ist mit dir?«

»Sag es ihm!« zischte ich.

»Der… der Alte hat eine Kanone. Ist Scheiße, ich weiß. Kann nichts daran ändern.«

Der Kleine gab keinen Kommentar. Er war wohl zu überrascht.

Wir wirkten ebenfalls wie erstarrt. Meine Haltung gefiel mir nicht.

Sie war einfach zu steif, lange würde ich das nicht schaffen.

Plötzlich kicherte Gurneys Kumpan. »Der Opa ist gut, nicht? Hast dich reinlegen lassen…«

»Schnauze!«

»Steh auf!« keuchte ich. »Steh langsam auf und rühr dich nicht vom Fleck, Freund!«

Gurney glotzte mich an. Ich erkannte den Haß in seinen Augen.

Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte mich jetzt erschlagen. Das jedoch schaffte er nicht.

»Und die Arme hoch!«

»Klar, Alter, klar!« Er gehorchte, streckte beide Arme in die Höhe und stand langsam auf.

Ich blieb liegen, nur verfolgte die Mündung meiner Waffe jede seiner Bewegungen. Das bekam auch Gurney mit. Er sah den Finger an der Mündung und hütete sich, auch nur eine falsche Bewegung zu machen.

»Einen Schritt zurück!« keuchte ich.

»Okay, mach ich, Alter.«

Ich mußte ebenfalls aus dieser Lage heraus. Als normaler John Sinclair wäre es eine meiner leichtesten Übungen gewesen. In diesem veränderten Zustand fühlte ich mich kraftlos, und es konnte durchaus sein, daß Gurney dies gemerkt hatte, weshalb hätte er sonst so breit und dreckig grinsen sollen?

»Bin gespannt, wie du da wieder rauskommen willst, Alter!«

»Keine Sorge. So etwas gehört zu meinem täglichen Training.« Ich bewegte mich ebenfalls vorsichtig und ließ ihn auch nicht aus den Augen. Der Kleine stand im Hintergrund. Er konnte die Beretta in meiner Hand ebenfalls sehen.

Meinen Oberkörper drückte ich nach links, weil ich zudem den Arm ausgestreckt hatte, um mich mit der linken Hand am Boden abzustützen. Das brauchte ich einfach.

Den rechten Arm streckte ich in die andere Richtung, um Gurney unter Kontrolle zu halten.

Dann schwang ich mich hoch.

Darauf hatte Gurney gewartet. Er und all die Mugger gehörten zu den abgebrühten Gossentypen, die mit allen Wassern gewaschen waren

und jeden Trick kannten.

Gurney überraschte mich mit einem uralten Trick. Er hämmerte seine Schuhspitze in einem bestimmten Winkel in den weichen Untergrund und schleuderte mir die feuchte Erde entgegen.

Wie dicke Regentropfen klatschte sie in mein Gesicht. Ich zog auch durch, hörte den Abschußknall, dann erwischte mich ein Tritt in Höhe des rechten Ellbogens, der mir die Beretta aus der Hand schleuderte. Sie landete hinter mir im Gebüsch und war zunächst für uns drei unerreichbar.

»Jetzt geht es dir dreckig, Opa!« versprach Gurney. Ich sah ihn vor mir als einen sich heftig bewegenden Schatten, duckte mich und hatte Glück, daß mich sein Karatetritt nicht erwischte und über meinen Kopf hinwegsauste.

Ich warf mich herum.

Flucht!

Jetzt gab es nur die Flucht. Vielleicht kam ich bis zum Wagen und konnte wegfahren.

Ich war John Sinclair und war es trotzdem nicht. Wenigstens nicht der alte.

Sosehr ich mich auch bemühte, die beiden Kerle würden immer schneller sein.

Sie ließen mich einige Yards laufen. Ich schöpfte schon Hoffnung, dann sah ich den Kleinen links von mir wie einen Hampelmann auftauchen, denn er hatte beide Arme hochgerissen.

Den Hampelmann spielte er nicht grundlos, denn aus seiner rechten Hand löste sich etwas.

In Kniehöhe wirbelte er seitlich auf mich zu und erwischte mich genau in Höhe der Waden zwischen den Beinen.

Es war die verdammte Stange. Hartes Eisen, das nicht brach und mich zum Stolpern brachte.

Der Länge nach fiel ich hin. Beim Aufprall hörte ich mich noch schreien, und das war nicht gespielt.

Ich rutschte über den feuchten Sand hinweg. Gleichzeitig hörte ich die schnellen Schritte der beiden Mugger.

Als ich mich herumwälzte, waren sie da. Ihren Lauf bremsten sie fast mit qualmenden Hacken, und Gurney schleuderte seine Eisenstange auf mich zu.

Daß sie mir das Gesicht nicht zerschmetterte, war Zufall oder ein gezielter Wurf. Jedenfalls hämmerte sie neben meinem Ohr in den Boden und spritzte mir Sand gegen die Haut.

Gurney riß die Stange sofort wieder an sich, holte erneut aus. Ich riß meine Arme hoch, aber er schlug nicht zu.

Dafür trat mir der Kleine in den Leib, daß ich vor Wut und Schmerzen aufstöhnte.

Tränen schossen in meine Augen. Nicht nur ich keuchte, auch die beiden Mugger. Sie allerdings aus anderen Gründen. In blindem Haß und wilder Vorfreude.

»Wenn überhaupt, Opa!« versprach Gurney mir, »wirst du diesen Park nur mehr als Krüppel verlassen. Du wirst entweder kriechen, oder sie werden dich wegtragen. Wir fangen an den Schultern an und gehen immer tiefer, bis wir deine Füße erreicht haben. Zuvor sind schon deine Knie gebrochen…«

Ich ließ ihn reden. Er versprach mir eine mörderische Folter, mein Blick jedoch erwischte nicht die beiden Mugger. Sie standen so günstig, daß ich durch die Lücke zwischen ihnen hindurchschauen konnte.

Im Hintergrund spielte sich etwas ab.

War es im Park, oder wurde der Himmel davon in Beschlag genommen? Genau konnte ich es nicht sagen. Jedenfalls sah ich eine gewaltige Wolkenwand, die sich vor die graue Düsternis gestellt hatte oder aus ihr herausgekrochen war.

Die Wolken besaßen eine andere Farbe. Sie waren weder grau noch schwarz, sondern leicht angerötet und sie bewegten sich, als würde ein Windstoß permanent in sie hineinblasen.

Der Wolke wegen bekam ich eine Gänsehaut, die beiden Mugger hatten damit nichts zu tun. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß eine fremde Macht oder Kraft bereit war, in das Geschehen einzugreifen.

Wie von Zauberhand geführt, riß die Wolke plötzlich auf. Eine gewaltige Lücke entstand, ein breiter Spalt, der die Form eines V's besaß, oben breiter war und nach unten hin spitz zulief. Innerhalb der Lücke entdeckte ich Konturen, Umrisse, was immer es sein mochte.

Ein anderes Land?

Ich hatte keine Ahnung, bewegte heftig meine Augendeckel, was die Mugger zum Lachen reizte.

»Der hat Schiß!« sagte der Kleine.

Ich gab keine Antwort, denn innerhalb der Lücke und noch vor den Konturen zeichnete sich eine gewaltige, unheimliche und monströse Gestalt ab.

Es war ein Mann auf einem Pferd, ein Reiter, bleich, als hätte man ihn und das Tier mit Mehl bestreut. Eine Mischung aus Mensch und Skelett, dabei furchterregend anzusehen und mit einem ebenfalls bleichen Mantel bekleidet, dessen Kapuze hochgeschoben war und nur das Vorderteil des Gesichts freiließ.

Wer war diese Gestalt? Wo kam sie her? Was wollte sie überhaupt von mir?

Ich hielt den Atem an, nur meine Lippen zitterten, die Wangen ebenfalls, und ich spürte einen warmen Hauch, der mich traf und auch die Mugger irritierte.

»He, was ist das?« fragte der Kleine.

»Keine Ahnung.« Gurney klatschte mit der Stange auf seine Handfläche. »Wir sollten jetzt anfangen. Das Gesicht heben wir uns bis zum Schluß auf.«

Jede Sekunde des Zögerns brachte den unheimlichen Reiter näher heran. Ein Schattenreiter, ein Wächter…

Moment mal, das hatte ich gehört, das war…

»Los, wir fangen an!«

»Nein!« schrie ich so laut in Gurneys Worte hinein, daß sich beide erschreckten. »Dreht euch um! Ihr werdet mir nichts tun! Los, dreht euch um!«

Sie starrten mich an. Irgend etwas in meinem Gesicht mußte ihnen sagen, daß es besser war, wenn sie es taten.

Nur Gurney drehte sich, der Kleine behielt mich im Auge. Mit mir zusammen hörte er Gurneys ächzenden Ruf. »Verdammter Bockmist, das ist nicht möglich! Das gibt es doch nicht!« Auch der Kleine drehte sich. Genau in dem Augenblick erreichte der Schattenreiter den Boden des Hyde Parks…

ENDE des zweiten Teils